Johanna.

Von

George Sand.

Deutsch

von

Dr. A. Diezmann.

Dritter Theil.

Leipzig, 1844.
Verlag von Otto Wigand.

Fünfzehntes Kapitel.

Die schlaflose Nacht.

„Ich möchte mir die Freiheit nehmen, Mlle. Johanna, Sie zu fragen, ob Sie die Absicht haben, sich zu verheirathen?“ begann Sir Arthur und man muß gestehen, daß er es nicht ungeschickter hätte thun können. Der gute Engländer war ein wegen seiner Rechtlichkeit, seiner Geradheit und seines Edelmuthes bewundernswürdiger Mann, aber ein Redner würde er in keiner Sprache geworden sein. Sein Herz war stets voll Begeisterung für die erhabenen Ideen, er fand aber keinen Ausdruck dafür und sah ganz ruhig dabei aus, weil dieser Zustand ein chronischer war. In diesem Sinne hatte er eine geheimnißvolle Verwandtschaft mit dem Charakter Johannas. Die Liebe und das Guthandeln waren ihm so natürlich wie das Athmen und er kannte das Böse so wenig, daß er gar nicht daran glaubte. Er blieb immer ernst und ruhig, weil er unaufhörlich das Ideal ohne Anstrengung erreichte und umfaßte und er brauchte sich den Kopf nicht zu erhitzen, um seinen religiösen und philosophischen Glauben zu bekennen. Redlichkeit, Aufopferung, Geduld hieß seine Devise, wie es der Inbegriff aller seiner Lehren war. Seine Phantasie blieb niemals unter diesem Gesetzbuche, das er sich zu seinem Gebrauche entworfen

hatte und das er in lakonischer, keineswegs glänzender Weise auseinander zu setzen pflegte, sie ging aber auch nicht darüber hinaus. Da er kein großer Geist war, so konnte er leicht in Verlegenheit gebracht werden, und sobald er sich deutlicher erklären, seine Ansichten ausführlicher entwickeln wollte, verwirrte er sich und konnte sich im Französischen gar nicht verständlich machen. Er war deshalb immer vor sich selbst auf der Hut, ließ sich in keine Erörterung ein und begnügte sich, schweigend gegen die Dinge zu protestiren, die ihn verletzten und mit jenem hoho! zu antworten, das in seinem Munde außerordentlich viel bedeutete und sein stärkster Ausdruck der Ueberraschung, der Unzufriedenheit und bisweilen der Freude war.

Johanna wunderte sich sehr über diese Frage in dem Munde eines Mannes, den sie gar nicht kannte. „Fragen Sie mich so zum Scherze?“ antwortete sie.

„Nein,“ entgegnete der Engländer; „ich scherze niemals. Ich frage Sie ganz ernstlich, Mlle. Johanna, ob Sie frei sind und sich verheirathen können.“

„Das ist nur meine Sache,“ antwortete Johanna.

„Ich bitte um Entschuldigung, es geht auch mich sehr an. Ich habe nämlich den Auftrag, für einen meiner Bekannten um Ihre Hand anzuhalten.“

„Für wen?“

„Wenn Sie nicht heirathen wollen, so brauchen Sie auch nicht zu wissen, für wen.“

„Da haben Sie Recht; aber Sie spaßen auch nur mit mir; schlafen Sie also wohl, ich wünsche Ihnen eine gute Nacht. Bedürfen Sie weiter nichts?“

„Warten Sie noch einen Augenblick, Mlle. Johanna, ich bitte darum. - Sie wollen vielleicht nicht heirathen, weil Sie Jemanden lieben, den Sie nicht heirathen können?“

„Das wäre kein großes Hinderniß,“ antwortete Johanna; „denn es ist nicht so.“

„Hören Sie mich an, mein Kind, und sagen Sie mir die Wahrheit, wie einem Freunde.“

„Sie spotten. Wie sollten wir denn Freunde sein, da wir einander noch gar nicht kennen?“

„Vielleicht kenne ich Sie doch recht gut, Johanna, wenn Sie auch mich nicht kennen.“

„Ich weiß nicht, wie das zugehen sollte; Sie müßten denn meine arme Mutter gekannt haben, als sie hier war.“

Zum ersten Male in seinem Leben fühlte sich Sir Arthur versucht, eine Lüge, freilich eine sehr unschuldige, zu sagen.

„Vielleicht habe ich Ihre Mutter gekannt,“ erwiederte er, denn er ahnte, daß er nur auf diese Weise der Johanna Vertrauen würde einflößen können.

Die kleine Lüge machte einen zauberhaften Eindruck auf sie. Es war ihr nicht eingefallen, den Engländer anzusehen und sie achtete also auch nicht auf das Alter desselben. Sir Arthur war erst dreißig Jahre alt, hatte dichtes Haar, ein hübsches frisches Gesicht und herrliche Zähne, die glätteste und heiterste Stirn und war hoch und gut gewachsen; aber bei seinem ernsten Wesen und bei der Art, wie er sich kleidete, sah er weder flatterhaft, noch kokett, noch eben sehr jung aus. Johanna fragte sich nicht, ob er vor zwanzig Jahren ihre Mutter genau gekannt haben könne.

„Wenn Sie von meiner armen seligen Mutter sprechen, ist es etwas anderes,“ sagte sie, „und ich glaube nicht, daß Sie darüber spaßen werden. Nun, was haben Sie mir zu sagen?“

„Johanna, ich nehme so innigen Antheil an Ihnen wie Fräulein Marie und Herr Wilhelm, Ihr Milchbruder; ich möchte Sie glücklich sehen und halte es für Pflicht dazu

beizutragen; auch bin ich reich genug, um alle Ihre Wünsche befriedigen zu können. Wenn sie wirklich einen jungen Mann von Ihrem Stande lieben und Sie können ihn nicht heirathen, weil Sie arm sind, so will ich Ihnen eine entsprechende Mitgift geben. Schenken Sie mir also Ihr Vertrauen und antworten Sie mir ohne Scheu."

„Sie sind sehr gütig gegen mich," antwortete Johanna; „vielleicht hat Ihnen meine Mutter einmal eine Gefälligkeit erwiesen; aber sie wird zu theuer bezahlt, wenn Sie mir dafür ein Mitgift geben wollten. Ich brauche sie auch nicht. Ich bin in Niemanden verliebt und habe nie den Wunsch gehabt, mich zu verheirathen."

„Könnten Sie dies bei der Ehre Ihrer Mutter beschwören, die Sie so sehr zu lieben und zu betrauern scheinen?"

„Ja wohl, sogleich, wenn es sein muß, und von Herzen gern."

Harley schwieg einen Augenblick. Er erkannte an dem Gesichtsausdrucke und dem Tone Johannas, daß sie keine Unwahrheit sage.

„Dennoch" fuhr er fort, als er sah, daß sie fortgehen wollte, „dennoch wünsche ich etwas für Ihre Zukunft zu thun; es ist eine Pflicht für mich. Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie in der Ehe glücklich machen würde?"

„Es ist drollig," antwortete Johanna, „daß mir Jedermann hier vom Heirathen vorredet, da ich selbst doch nie davon spreche und nicht einmal daran denke!"

„Fühlen Sie sich beleidiget, wenn ich auch davon rede? In diesem Falle werde ich nichts mehr sagen, denn ich habe durchaus nicht die Absicht, Sie zu beleidigen."

„Das glaube ich gern," entgegnete Johanna, welche unartig gewesen zu sein fürchtete und für die die Höflichkeit

eine ernste Pflicht war, weil sie bei ihr den Ausdruck des Wohlwollens und der Aufrichtigkeit bildete. „Sie dürfen mir alles sagen, was Sie wollen, Sie werden mich damit nicht beleidigen.“

„So erlauben Sie mir, liebe Johanna, die Frage, wie der Mann beschaffen sein müßte, wenn Sie ihn wählen sollten?“

„Das weiß ich nicht. Ich habe nie an das gedacht, was Sie mich da fragen.“

„Ich nehme es auch nur so an, ich setze blos den Fall. Wissen Sie, was das heißt?“

„O ja, ich weiß das. Man spricht auch bei uns manchmal so.“

„Also, gesetzt den Fall, Sie sollten einen Mann wählen, wie wünschen Sie ihn?“

„Sie fragen mich zu viel. Ich weiß es wirklich nicht.“

„Nun, wie wünschen Sie ihn nicht? Wissen Sie das auch nicht? Würden Sie ihn abweisen, blos weil er arm wäre?“

„Ach nein, deshalb würde ich ihn nicht abweisen; ich bin ja selbst arm, unter armen Leuten geboren, unter armen Leuten aufgewachsen und werde wie die Armen sterben.“

„Und was würden Sie sagen, wenn er reich wäre?“

„Da würde ich nein sagen.“

„Warum?“

„Darauf kann ich Ihnen nicht antworten; aber ich würde ihn gewiß abweisen.“

„Halten Sie die reichen Leute für schlecht?“

„Ach nein, das nicht. Meine Pathe, mein Pathe, Fräulein Marie sind reich und doch sehr gut.“

„Dann glauben Sie wohl, ein reicher Mann würde sich

um Sie blos bewerben, um Sie zu verführen, und nicht die ernste, ehrliche Absicht haben, Sie zu heirathen?"

„Das wäre wohl möglich; aber selbst wenn ich wüßte, daß er mich nicht zum Narren hätte, möchte ich ihn nicht haben."

„Und wenn er seinem Vermögen entsagte, um Ihnen zu gefallen, wenn er das Gelübde der Armuth ablegte, um Ihrer würdig zu werden?" fragte Sir Arthur verwundert, um den räthselhaften Vorstellungen Johannas auf den Grund zu kommen.

„Das könnte meine Ansicht wohl etwas ändern," antwortete sie; „aber es reichte doch immer noch nicht hin."

„Welches andere Opfer würde er bringen müssen?" fuhr der Engländer in stillem Entzücken fort. „Es giebt vielleicht einen Mann, der Sie so sehr liebt, daß er in Alles willigen würde."

„Nein, nein," entgegnete Johanna, „einen solchen Mann giebt es nicht, verlassen Sie sich darauf, und wenn wirklich Einer aus Interesse in meine Gedanken einginge, würde er es später bereuen."

„Ich verstehe Sie nicht mehr... Ach... erklären Sie sich näher!" rief Sir Arthur aus, dem bei der Anstrengung, der Räthselworte des Hirtenmädchens von Epnell zu lösen, der Schweiß auf die Stirn trat.

„Es ist genug, guter Herr," antwortete sie, „ich mag nicht mehr sagen. Wenn Sie wirklich Antheil an mir nehmen, so geben Sie den Gedanken auf, mich zu verheirathen. Ich brauche nichts und danke Ihnen schon sehr für Ihre Freundschaft, wenn ich sie von meiner seligen Mutter erbe."

Harley war im höchsten Grade überrascht und wagte es nicht, sie noch länger zurück zu halten.

Hinter der Thüre fand Johanna die Claudie, die horchte,

durch das Schlüsselloch sah und sich durchaus nicht zu schämen schien, so auf der That ertappt zu werden. Auch fiel es der Johanna nicht ein, ihr ein Verbrechen daraus zu machen. Sie hatte keine Geheimnisse vor Claudie, die sie sehr liebte und von der sie wieder geliebt wurde. „Sieh da! Du bist hier?" sagte sie zu ihr und sie gingen miteinander nach ihrem gemeinschaftlichen Stübchen. „Warum gingst Du nicht zu Bett?"

„Ich konnte nicht schlafen," antwortete Claudie aufrichtig, „da Du von dem Herrn nicht zurück kamst. Ich schlich mich also an die Thüre und horchte, was er Dir wohl zu sagen habe. Närrische Dinge!"

„Warum kamst Du nicht herein? Du hättest mir können antworten helfen, und Du sprichst viel besser als ich."

„Ich schämte mich," antwortete Claudie, welche sich gern schüchtern und blöde stellte, ob sie gleich ziemlich keck war. „Ich weiß nicht, wie Du so lange und über hunderterlei Dinge mit Leuten reden kannst, die Du gar nicht kennst?"

„Und weshalb sollte ich mich denn schämen? Man hat mir nie etwas Unrechtes gesagt und der Herr ist ein ganz rechtlicher Mann."

„Das wohl, ja! Er spricht ganz ehrlich und er würde auch ein ganz hübscher Mann sein, wenn er nicht so drollig wäre."

„Was findest Du so drollig an ihm?"

„Ist es denn nicht drollig, ein Engländer zu sein?"

Während die Mädchen so miteinander plauderten, gelangten sie in ihr Stübchen, das sich in einem der Thürmchen befand und sein Licht durch ein Fenster oder vielmehr eine Mauerspalte erhielt. Eine Steinbank zog sich in dem schmalen tiefen Stübchen in der Quere hin und der Mond, der durch das Fensterchen herein schauete, war das alleinige

Licht, dessen die Mädchen bedurften, um sich in das Bett zu begeben. Als sparsame, auf den Nutzen des Hauses bedachte Dienerinnen löschten sie ihre Laterne aus und Johanna, die sich auf die Steinbank setzte, während sie ihr Corset aufschnürte, schauete in das Freie hinaus und versank dabei in ihr gewöhnliches Sinnen und Brüten. „Woran denkst Du?" rief ihr Claudie zu, die bereits im Bette lag. „Willst Du diese Nacht gar nicht schlafen?"

„Die Schlafzeit ist vorüber," sagte Johanna, „und es verlohnt sich kaum der Mühe, erst noch sich nieder zu legen, denn es wird bald Tag werden. Du glaubst es nicht, Claudie, wie seltsam mir allemal zu Muthe wird, wenn ich den Mond sehe."

„Ach, ich habe den Mondschein auch gern," entgegnete Claudie, die gern noch geplaudert, aber gern auch geschlafen hätte. „Wenn es finster ist, fürchte ich mich in der Nacht bald zu Tod; wenn aber der Mond scheint und ich alles sehe, fürchte ich mich gar nicht."

„Da bin ich nicht wie Du," sagte Johanna. „Das Mondenlicht beunruhigt mich; es ist die Freude der Feen; die guten wie die bösen kommen dann heraus, und wenn die Christenseelen nicht im Zustande der Gnade sind, ist es gefährlich."

„Ach, schweig!" rief Claudie aus; „wenn Du von Deinen Feengeschichten anfängst, machst Du mich zu fürchten. Du weißt es, daß ich nicht mehr daran glauben mag. Bei uns zu Hause ging es an; aber in der Stadt glaubt man solche Dinge nicht; alle Leute lachen und spotten darüber. Wenn Du gegen Fräulein Marie davon sprächst, würde sie Dich schön ausschelten."

„Ich zwinge Dich ja nicht, daran zu glauben, Claudie; Feen haben sich auch nie mit Dir beschäftiget. Manche

Personen werden nie von den Geistern beunruhiget; andere aber müssen alles erfahren und sich vor den bösen hüten, um mit den guten gut zu stehen. Mir darf man nicht sagen, es gäbe keine Feen. Ich weiß davon nur zu viel, Claudie."

„Ach schweig und geh' zu Bett! Ich fange schon an, mich zu fürchten. Ich weiß auch gar nicht, wie Du nur wagen kannst, so in der Nacht davon zu reden, da Du doch weißt, es giebt Feen... Zum Glück bin ich in dem Stübchen da nicht sehr ängstlich, wenn die Thür fest zugemacht ist; denn durch das Fenster können sie nicht herein kommen, weil wir keines haben."

„O, das wäre das wenigste, Claudie! Die Feen können überall hin kommen, wenn sie wollen. Aber fürchte Dich nicht. Sie werden Dir nichts zu leide thun, so lange ich da bin."

„Das ist ein Glück für mich," sagte Claudie, „denn ich wüßte nicht, wie ich sie los werden sollte."

„Sprich nicht so, Claudie."

„Zu Dir kann ich es wohl sagen; Du weißt es. Aber, sag einmal, Marsillat spricht gar nicht mehr mit Dir?"

„Nein."

„Gar gar nicht?"

„Du fragst mich das alle Tage. Ich sage Dir nein!"

„Schadet nichts, Johanna. Vor einem Manne wie der kann sich kein Mädchen und keine Frau in Acht nehmen."

„Ich denke doch, das wäre so schwer nicht."

„Ich, ich sage Dir, es ist sehr schwer. Ein Mann, der will, was er will! Und er will es schlechterdings!"

„Ach, er läßt mit sich reden, wie ein Anderer."

„Ich habe es niemals dahin gebracht."

„Weil Du eben keine große Lust dazu hattest, Claudie."

„Er ist aber ein so hübscher Mann! Und er spricht so gut!“

„Und er macht Dir Geschenke!“

„Das ist auch hübsch von ihm.“

„Noch hübscher wäre es, sich nicht darnach zu sehnen.“

„Wie Du können wir freilich nicht alle sein. Ich sage aber nicht, daß ich wohl gethan habe, denn es macht mir vielen Kummer und Gram.“

„Nun, gräme Dich nur nicht. Du heirathest doch, liebe Claudie.“

„Es verdirbt mir doch die Lust daran. Was soll man mit einem Bauer anfangen, wenn man mit einem vornehmen Herrn gut gestanden hat? Ein Marsillat ist so klug und so fein und Cadet ist so dumm und plump!“

„Aber er ist gut und treu und liebt immer; ein Marsillat liebt nicht immer.“

„Du glaubst wohl gar, er liebt mich überhaupt nicht?“

„Das sage ich nicht; aber was sagst und denkst Du selbst?“

„Ich habe meine Noth gehabt; aber es fängt an zu vergehen. Man muß sich trösten, wenn man es nicht besser haben kann.“

„Ja, man muß sich trösten, Claudie. Und Du bist doch ein gutes Mädchen, arbeitest fleißig und kannst noch einmal von einem braven Manne geliebt werden. Das Unglück, das Du gehabt hast, haben schon viele gehabt und es ist keine große Sünde, wenn man es aus gutem Herzen und aus Freundschaft gethan hat. Das verzeiht der liebe Gott; warum sollten es die Menschen nicht auch verzeihen!“

„Sie müssen es wohl verzeihen,“ entgegnete Claudie, em sie eine Thräne abwischte und sie schlief dann auf

einem und demselben Kissen mit Johanna, ihrer züchtigen und nachsichtigen Gefährtin, ein.

Man wundere sich nicht, die keusche Johanna so duldsam gegen die reuige Claudie zu finden. Ein oder zwei Jugendsünden entehren auf dem Lande ein Mädchen nicht. Eigentlich sind sie scheu und keusch, aber sie sind auch schwach und die Männer rechnen ihnen diese Schwäche, die sie benutzen, nicht als Verbrechen an. Kein Weltmann im achtzehnten Jahrhunderte hätte das, was man damals das Vorurtheil nannte, mehr mit Füßen treten können, als es die Landleute alle Tage thun. Das ist eine Thatsache und man darf keine schlimme Folgerung daraus für die Grundsätze Johannas ziehen. Sie konnte nach einem ausnahmsweisen Entschlusse nicht sündigen, war aber auch die Nachsicht und Liebe selbst gegen die Fehler Anderer.

Noch hatte Johanna, welche zu beten pflegte, bevor sie einschlief, die Augen nicht geschlossen, als sie vor der Schießscharte, welche das Fenster ihres Stübchens bildete, einen dunkeln Körper zu bemerken schien. Sie konnte einen Schrei nicht unterdrücken und alsbald verschwand dieser Körper. Dann hörte sie denselben an der äußern Mauer hingleiten und furchtsam weiter auf dem Sand im Garten knistern. Das Zimmerchen befand sich nur zehn bis zwölf Fuß vom Boden und man konnte recht wohl an dem Weingeländer an der Wand bis zu dem Fensterchen hinaufsteigen. Claudie, welche durch den Schrei Johannas geweckt worden war, zog das Bette über den Kopf und auch Johanna wagte es trotz ihrem Muthe nicht, durch die Maueröffnung hinaus zu sehen. Als sie sich endlich nach vielfacher Bekreuzigung und Gebeten gegen die bösen Geister dazu entschloß, sah sie nichts mehr. Der Mond schien hell und klar und der Schatten der Obst-

bäume zeichnete sich unbeweglich und scharf auf dem Sand der Gänge im Garten.

„Aber warum erschreckst Du mich so?“ rief endlich Claudie aus. „Du siehst doch immer den Teufel oder Gespenster!“

„Ich habe nicht gesagt, daß es der Teufel gewesen,“ antwortete Johanna. „Ich glaubte einen Kopf zu sehen.“

„Hatte er Hörner?“

„Nein. Er sah aus wie ein Menschenkopf und ob ich gleich nicht Zeit hatte, es genau zu sehen, so glaube ich doch langes Haar an dem Kopfe bemerkt zu haben.“

„Also wie der alte Viehdieb?“

„Ich dachte auch daran. Aber was sollte Raguet hier suchen?“

„In guter Absicht käme der nicht. Hast Du das Thor gestern Abend zugeschlossen?“

„Das Fräulein hat es mit dem Engländer zugemacht; vielleicht vergaßen sie, die Riegel vorzuschieben. Uebrigens weißt Du, daß der Raguet wie eine Schlange sich überall durchwindet. Ich glaube, er kann durch ein Schlüsselloch schlüpfen.“

„Du wirst Dir wohl etwas eingebildet haben. Die Hunde bellten ja nicht.“

„Du weißt ja, daß die Hunde Raguet niemals anbellen. Er versteht sie durch gewisse Worte still zu machen.“

„Schöne Worte! Ein Stück Fleisch wirft er ihnen hin. Er ist mehr Dieb als Hexenmeister und schlechter als gescheidt.“

„Wir müssen uns anziehen und hinausgehen, um zu sehen, was es giebt.“

„Ich geh' nicht mit,“ antwortete Claudie. „Ich fürchte mich viel zu sehr.“

„Es wird aber unsere Schuld sein, wenn im Hofe oder im Garten etwas angerichtet wird. Ich geh' allein. Ist es

Raguet, so fürchte ich mich weniger, als wenn es etwas anderes wäre."

Claudie wollte doch Johanna nicht allein gehen lassen; sie faßte Muth und begleitete sie. Alles war ruhig und als die Mädchen wieder zurück gekommen waren, spottete Claudie über Johanna.

„Spotte Du immer," sagte diese; „ich habe es gesehen, ich weiß es. War es Raguet, so braucht man sich nicht sehr zu wundern; er schleicht überall umher, ist die ganze Nacht außer dem Hause und schläft, wenn die Andern arbeiten."

„Daß er neugierig ist, muß wahr sein," entgegnete Claudie; „man begegnet ihm jedesmal, wenn man etwas verstecken will. Bisweilen erhorchte er Abends alles, was bei uns gesprochen wurde, und er wußte selbst mein ganzes Verhältniß mit Marsillat, ohne daß ich einem Menschen ein Wort davon gesagt hatte. Damit giebt er sich für einen Zauberer aus und macht die Leute zu fürchten."

Auch Sir Arthur schlief nicht. Seine sonst so ruhige Phantasie war mit dem Verstande diesmal durchgegangen. Die Einfalt und Seltsamkeit Johannas bildeten einen so grellen Contrast, daß er den Engländer in die größte Verlegenheit brachte. Wer hätte das gedacht, daß ich mich in ein Bauermädchen verlieben, daß ich mich entschließen würde, eine Person zu heirathen, die nicht lesen kann, und daß ich durch ihre tiefsinnigen Räthsel zurück gehalten, durch ihren Stolz zurück gewiesen werden könnte!

„Freund," sagte er zu dem jungen Baron, als dieser am Morgen um neun Uhr in sein Zimmer trat, „ich bin heute in das Bauermädchen Johanna noch weit verliebter als ich gestern Abend in Miß Jane verliebt war. Ich habe noch mit ihr gesprochen, nachdem Sie fortgegangen waren."

„Wirklich?“ entgegnete Wilhelm erröthend.

„Ja; sie redete zwar in Räthseln mit mir, aber ich halte sie für das reinste und göttlichste Wesen, das aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist und fange an zu glauben, was ich schon vermuthete, daß nämlich gewisse Personen, die nicht lesen lernten, mehr wissen als die meisten unserer Gelehrten. Die Johanna ist sehr excentrisch und sie trägt in ihrem Herzen ein Geheimniß, das mich erschreckt, aber doch an sie zieht. Es kann nur etwas Hocherhabnes oder etwas Unsinniges sein. Und ich habe das Leben für langweilig und öde gehalten! Ich, der ich bisweilen einen Anfall von Spleen fühlte, ohne daß ich davon sprach, bin ganz aufgeregt, wie verjüngt; ich zittere, ich leide, aber .. ich lebe.“

„Das heißt, Sie hoffen auch,“ sagte Wilhelm. „Und warum sollte es Ihnen nicht gelingen, die Liebe dieses armen Mädchens zu erwerben?“

„Ich fürchte sehr das Gegentheil. Das arme Mädchen besitzt keinen Ehrgeiz; deshalb bewundere, deshalb liebe ich sie und deshalb verharre ich auf meinem Vorsatze, sie zu heirathen, wenn ich sie zur Einwilligung bewegen kann.“

Wilhelm versuchte es nicht, Sir Arthur abzureden; er begleitete ihn, sorgenvoll und mißmuthig, zu seiner Mutter, die ihn mit Ungeduld erwartete. Zum Frühstück fand sich die Familie Charmois ein. Die Unterpräfectin war sehr kalt gegen den Engländer, dem es nicht einfiel, ihr das Billet zu erklären, so ganz unmöglich war es ihm, öffentlich von seiner Liebe zu sprechen, die wenn auch nicht ernstlicher, aber leidenschaftlicher zu werden anfing, als sie gewesen war. Die Frau von Boussac und deren Freundin glaubten demnach, das Briefchen sei ein Scherz gewesen und die Unterpräfectin verzieh ihm denselben um so weniger, als sie sah, daß er gegen die Reize ihrer Tochter ganz unempfänglich

blieb. Sie nahm sich deshalb vor, sich zu rächen. Sie war zu scharfblickend, als daß sie nicht hätte bemerken sollen, daß die Johanna auch Wilhelm beunruhige. Von den beiden Männer, die sie für ihre Elvire ausgesucht hatte, beschäftigte sich jeder mit dieser Magd; sie haßte also dieselbe bereits, behandelte sie bei jeder Gelegenheit mit kalter Hochmüthigkeit und schwur bei sich, in das Haus, in welchem sie ihren Einfluß nicht geltend machen konnte, Schmerz und Kummer zu führen.

Sechszehntes Kapitel.

Die Velleda vom Berge Barlot.

Nachmittags kam Marsillat, der nicht gebunden war, wie andere Advokaten in der Provinz, weil er keine zahlreiche Kundschaft in Gueret annahm. Er wollte nur seine ersten Heldenthaten in seiner Provinz verrichten und da er nur Sachen von großer Wichtigkeit übernahm, so blieb ihm oft Zeit, einige Tage in Boussac zuzubringen. Seinen geduldigen Ehrgeiz verbarg er unter einer gewissen Sorglosigkeit, ja unter einer gewissen Mißachtung des Advokatenruhmes; im Grunde aber strebte er dahin, einst als Deputirter in die Kammer gewählt zu werden.

Man würde schwerlich glauben, daß ein Mann von solchem Charakter einer leidenschaftlichen Liebe zu einem Mädchen wie Johanna fähig sei, und Marsillat war auch wirklich in Bezug auf das Hirtenmädchen von Ep-Nell sehr

ruhig; aber er besaß in seinem Willen zu große wohlbedachte Ausdauer, als daß er dieselbe nicht auch in seiner Begehrlichkeit hätte haben sollen. Ein unbefriedigter Einfall peinigte ihn mehr als er selbst wünschte. Er trug nun seit beinahe zwei Jahren vergebens Verlangen nach dem schönsten Mädchen in dem Lande Combraille und war deshalb bisweilen unwillig über sie und über sich selbst, wenn er daran dachte, daß er hier zum erstenmale in seinem Leben bei einer Unternehmung dieser Art gescheitert sei. Gleichwohl hatte er sich weit mehr Mühe gegeben, als bei jeder andern. Er hatte sie gern in das Schloß Boussac aufnehmen sehen, weil er hoffte, sie hier leichter beschwatzen zu können und während der Krankheit Wilhelms hatte er alle mögliche Vorwände hervorgesucht, um häufig in dem Hause zu erscheinen. In den großen Gängen des alten Schlosses, über die sie im Eifer für ihren lieben Pathen eilte, Abends besonders, wenn er sie im Hofe oder in der Milchkammer bemerkte, selbst am Bette des Kranken, wo er bisweilen mit Johanna allein war, hatte er seine Beredtsamkeit, seine verführerischen Anerbietungen erschöpft, ohne daß es ihm gelungen war, sie einen einzigen Augenblick zu erweichen oder nur zu erschrecken. Sie besaß so viel Körperkraft, um selbst einen Kampf nicht zu fürchten, in welchen sich übrigens Marsillat schon aus Klugheit nicht eingelassen haben würde, denn er fühlte es wohl, daß ein Schrei, ein lauter Ton Johannas in diesem stillen, sittenstrengen Hause ihn lächerlich gemacht und mit Schande bedeckt haben würde. Er konnte deshalb nur hoffen, durch Worte und Versprechungen sich Erhörung zu verschaffen; leider aber zuckte Johanna bei allen seinen schönen Redensarten einfach mit den Achseln und antwortete: „ich weiß nicht, wie Sie das Herz haben, so zu scherzen, während mein junger Herr so krank ist und

meine arme liebe Pathe so sehr trauert. Und Sie sehen doch aus, als hätten Sie beide auch lieb, da sie so häufig im Hause sind und oft kommen. Aber ich glaube, Sie würden mit Mädchen schön thun, wenn Sie die Füße im Feuer hätten. Lassen Sie mich in Ruhe. Wenn Sie wieder kommen, werde ich Sie Claudien empfehlen."

Die Ruhe Johannas war eine weit bessere Wehr als der Zorn oder die Furcht gewesen sein würde. Im Grunde fühlte Marsillat wohl, daß sie vollkommen Recht habe und daß sie ihn nicht für schlechter halte, als er sei; denn er liebte Wilhelm wirklich und sein Benehmen war nicht ganz Heuchelei.

So weit war er mit der Perle von Combraille gekommen, wie er sie halb aus Liebe, halb aus Spott nannte. Die Leute aus der Stadt machen den Mädchen dieser Classe selten ernstlich den Hof; sie behalten bei denselben jenen Ton der mißachtenden Ueberlegenheit, den die Mädchen einfältigerweise nicht verstehen, wenn sie lieben, was leider manchmal geschieht, ohne daß die Habsucht (ich will nicht sagen die Eitelkeit) dabei im Spiele wäre. Die Städter sind von Grund aus verdorben und an die Stelle der Feudalherren in manchen Rechten getreten, die sie sich wegen ihres Geldes und der Abhängigkeit anmaßen, in welcher sie die Familie des Armen halten.

In dem Maße, wie die Gesundheit Wilhelms zurückkehrte, hatte Marsillat recht wohl den eifersüchtigen Schutz bemerkt, den derselbe seiner Pathe gewährte und um sich nicht lächerlich zu machen, that er, als achte er gar nicht mehr auf Johanna. Es gab sogar Augenblicke, in denen er eine wirkliche und verhängnißvolle Liebe bei seinem Freunde zu errathen glaubte und sich versucht fühlte, den Groß=

müthigen zu spielen und jene Liebe zu begünstigen. Nur wünschte er, daß Wilhelm seine Hilfe und den Rath seiner Erfahrung in solchen Dingen in Anspruch nehme, aber der junge Baron würde eher gestorben sein als ihm sein Herz zu öffnen.

Uebrigens fühlte sich Marsillat durch die besonders freundliche Aufnahme geschmeichelt, die er vor allen Bewohnern des Ortes seines Standes bei den Damen des Hauses fand. Jeder ehrgeizige Bürgerliche hat diese Schwäche, ob es gleich wenige Provinzen giebt, in welchen der Adel mehr verwischt wäre als gerade diese, und obwohl es damals Mode war, denselben mehr zu verspotten als er es verdiente.

Die Macht der Umstände hatte Johanna vor den Zudringlichkeiten Marsillats geschützt. Er hatte sich einen andern Aufenthaltsort gewählt, an seine Geschäfte, an seinen Ruf, an seine Zukunft gedacht, sein Gefallen an dem Landmädchen kehrte nur bisweilen noch zurück und die Gelegenheit, mit ihr zu sprechen, wurde seltener und für seinen Ruf als angesehener Mann gefährlicher. Von Tage zu Tage ließen sich die Jugendstreiche, die man in dieser Gegend nur zu leicht entschuldiget, mit der Stellung eines Advokaten von Ruf weniger vereinigen. Auch verging Marsillat vielleicht unter ernsteren Beschäftigungen die Lust daran. Genug sein Verlangen nach dem Besitze Johannas war in seiner Brust eingeschlafen, wenn vielleicht auch nur eine Gelegenheit dazu gehörte, um es von neuem zu erwecken.

Vor den Mittagsessen ging er mit Wilhelm und Sir Arthur auf die Wiese, wo Johanna gewöhnlich ihre Kühe hütete. Er schützte das Vergnügen vor, einige Kaninchen in den Felsen am Flusse zu schießen; eigentlich wollte er aber nur Sir Arthur in der Nähe der Geliebten sehen, denn Claudie hatte so gut an der Thüre Sir Arthurs gehorcht, um

die seltsame Liebeserklärung, welche er indirect der Johanna gemacht hatte, auswendig zu wissen und Marsillat hatte sich von Claudie noch nicht so ganz los gemacht, daß er nicht ein Viertelstündchen mit ihr unter vier Augen geplaudert hätte. Claudien ihrerseits war von ihrem Verhältniß mit ihrem ehemaligen Liebhaber nichts geblieben als das Vergnügen, von Zeit zu Zeit mit ihm zu schwatzen und da sie sah, daß ihm ihre Plaudereien immer Vergnügen gewährten, so erzählte sie ihm gern alles, was in dem Hause vorging. Marsillat, der gern alles wußte, verwendete sie so zu seiner Privatpolizei, ohne daß sie etwas Arges dabei dachte.

Die drei jungen Männer gelangten an das Ende der Wiese, ohne daß das scharfe Auge Marsillats oder der melancholische und unruhige Blick Wilhelms Johanna bemerkten. Gleichwohl befanden sich die Kühe auf der Wiese und die Hüterin derselben konnte nicht weit entfernt sein. Dennoch mußten sie es aufgeben, sie zu sehen und Leon mußte sich unter die Felsen begeben, um die Kaninchen aufzutreiben, welche er dem Gewehre Harleys versprochen hatte.

Hier erst entdeckte er Johanna, die unter einem gewaltigen Felsen in tiefem Schlafe lag. Diese anscheinende Trägheit widersprach ganz den Gewohnheiten Johannas und dem Vorurtheile der Landleute, die es für gefährlich halten, im Freien zu schlafen. Sie war aber durch die Müdigkeit überwältiget worden, da sie in der vergangenen Nacht nur ein paar Stunden geschlafen hatte. Ihr Spinnrocken hing noch an ihrer Seite, die Spindel aber war auf die Erde gefallen und der Faden abgerissen. Ihr schöner Kopf lehnte an dem Felsen und der Hanf am Rocken diente ihrer Wange als Kissen. So saß sie da in der züchtigsten Stellung und ihre rechte Hand, die an der Seite herabhing, machte von

Zeit zu Zeit unwillkührlich eine Bewegung, als drehe sie die Spindel. Marsillat, der sie zuerst erblickte, blieb einige Schritte vor ihr stehen und winkte seinen Begleitern. Wilhelm empfand ein unbeschreibliches Weh im Herzen, als er seine keusche Johanna so den begehrlichen Blicken dieses Mannes ausgesetzt sah. Sir Arthur dagegen schien, nachdem er das Mädchen einige Augenblicke schweigend betrachtet hatte, plötzlich sehr bewegt zu werden und fragte leise, indem er seine Hände auf die Arme seiner Begleiter legte: „erinnern Sie sich?“

„Woran?“ fragte Marsillat. „Es scheint eine süße Erinnerung in Ihnen zu erwachen.“

„Ich erinnere mich an alles,“ antwortete der Engländer, indem er gerührt seine Hand nach dem Kopfe Johannas ausstreckte. „Sie war damals das schönste Kind und ist jetzt das schönste Mädchen.“

„Mein Gott!“ rief Wilhelm aus, indem er seine Hand auf seine Stirn legte; „ich erinnere mich auch an etwas wie in einem Traume. Helfen Sie mir die Erinnerung deutlicher erfassen.“

„Wilhelm,“ sagte Harley, „gedenken Sie an die pierres jomatres, an die Druidin Velleda, an die drei Geschenke und an die drei Wünsche, die wir aussprachen!“

„Richtig!“ entgegnete Marsillat; „jetzt erinnere ich mich. Was die drei Geschenke waren, weiß ich nicht genau mehr. Es waren drei verschiedene Geldstücke. Von den drei Wünschen weiß ich noch den Harleys: „einen guten Mann“, und den meinigen: „einen kräftigen Liebhaber“. Den Wunsch Wilhelms habe ich vergessen.“

„Ich auch,“ erwiederte Wilhelm, „aber meiner Gabe erinnere ich mich noch. Es war ein Goldstück.“

„Ich weiß alles noch, als wäre es gestern geschehen," sagte Sir Arthur.

„Und Sie glauben, es sei Johanna gewesen?" fragte Wilhelm.

„Warum nicht?" entgegnete Marsillat. „Uebrigens können wir das leicht ermitteln."

Da er rücksichtslos laut sprach, so erwachte Johanna und wurde ganz roth aus Scham und Verlegenheit; dann rieb sie sich die Augen, stand auf, lächelte und sah nach ihren Kühen. Sie befanden sich in einiger Entfernung. Johanna wollte schnell zu ihnen gehen, Marsillat hielt sie aber zurück und sagte, um sie auf die Probe zu stellen zu ihr:

„Johanna, Du hast doch niemals Jemandem etwas gesagt, was Du mit den drei Geldstücken gethan hast, welche Dir die Feen vom Berge Barlot in die Hand legten, als Du ganz klein eines Tages auf den Druidensteinen eingeschlafen warest?"

Zum erstenmale seit dem Brande des Häuschens zu Ep-Nell erblickte Wilhelm eine große Unruhe und große Angst in den Zügen Johannas.

„Gott im Himmel!" rief sie todtenbleich aus, „wie können Sie das wissen? Ich habe es nur meiner Mutter gesagt und meine Mutter hat es Niemandem erzählt."

„Wahrscheinlich wußte es Deine Tante, Johanna."

„Nein, meine Tante hat nichts davon gewußt. Wer hätte es ihr sagen können? Meine Schuld ist es nicht, daß Sie es wissen; ich habe nie davon gesprochen."

„Warum hast Du aber etwas so Einfaches so sorgsam geheim gehalten?" fragte Wilhelm. „Ich sehe nicht ein, warum Du auf diesen Zufall eine so große Wichtigkeit legst, liebes Hannchen."

„Sie wissen es auch, Herr Pathe?" fragte Johanna ganz bestürzt.

„Ich weiß es auch," fiel der Engländer ein, der mit zugleich väterlicher und achtungsvoller Miene die Hand Johannas ergriff, „und ich bitte Sie, sagen Sie uns, warum es Ihnen Sorge und Kummer machte."

„Nein," antwortete Johanna mit ungewöhnlichem Stolze, „es hat mir nie Kummer gemacht."

„Warum verschwiegst Du es dann?" fragte Marsillat, der das Mädchen wie sonst noch Du nannte. „Sag einmal, glaubtest Du im Ernst, daß Du es von den Feen erhalten?"

„Darüber habe ich Ihnen nichts zu sagen, Herr Marsillat," antwortete Johanna unzufrieden. „Die gelehrten Leute haben ihre Gedanken und wir haben die unsrigen. Wir wissen nicht viel, aber wir sehen im Freien, wo wir Tag und Nacht leben, manche Dinge, die Sie nicht sehen und von denen Sie nie etwas erfahren. Lassen Sie uns, wie wir sind. Wenn Sie uns ändern, bringt es Unglück."

„Du glaubst also, daß es Feen giebt!" wiederholte Marsillat. „Nun, wohl bekomme es Dir! Du siehst, Wilhelm," setzte er hinzu und er nannte den jungen Baron ebenfalls Du, wie er es bisweilen that, „wie geistreich unsere schönen Hirtenmädchen sind! Sie hegen tausenderlei albernen Aberglauben und Deine Pathe hat ihn auch noch nicht aufgegeben, obgleich Deine Schwester sich seit zwei Jahren bemühet, Licht in ihren Kopf zu bringen. Johanna, soll ich Dir sagen..?"

„Nein, Herr Marsillat, Sie sollen mir nichts sagen," antwortete Johanna mit einer Traurigkeit, welche der Ausdruck ihres Unwillens war. „Es ist schon zuviel davon gesprochen worden. Spotten Sie über mich, wenn Sie wollen,

und über die Dinge, die Sie nicht kennen, wenn Sie sich nicht scheuen. Ich habe nichts gesagt und nichts Unrechtes gethan."

„Ach," rief Sir Arthur aus, den der Schmerz, welcher sich in den Zügen Johannas aussprach, zu Mitleiden bewog, „ich verstehe nicht.. Johanna irrt sich und man muß ihr die Wahrheit sagen. Man darf nicht über sie spotten, sondern muß sie belehren.."

Sir Arthur hielt inne, als er Thränen aus den Augen Johannas brechen sah und es that ihm so weh, ihr diese Thränen mit ausgepreßt zu haben, daß er ganz bestürzt dastand und ob er gleich sie zu beruhigen und zu trösten wünschte, doch nichts sagen konnte als: „Oho!"

Die Trauer und die Betrübniß Wilhelms waren noch sichtbarer, aber da ihm die Anwesenheit Marsillats hinderlich war, so wagte er keinen Schritt zu thun und kein Wort zu sagen, um Johanna zurückzuhalten, die sich schnell entfernte.

„Nun," sagte Marsillat, der allein ganz gelassen geblieben zu sein schien, „was sagen Sie zu dieser Seltsamkeit, Sir Arthur? Ist dies keine merkwürdige Beobachtung über die Sitten in unsern Provinzen? Sie haben Reisen in fernen und rohen Ländern gemacht und ahneten gewiß nicht, daß es mitten in Frankreich noch solchen Aberglauben gäbe."

„Sagen Sie: solche phantastische Poesie," antwortete Harley. „Ich finde in allem dem nichts Lächerliches und nichts Verächtliches und erinnere mich noch recht wohl an das, was Sie mir sonst von den Feen erzählt haben, die sich an den alten gallischen Cromlechs aufhalten sollen. Aber erklären Sie mir, warum das Mädchen jetzt weint."

„Weil es Unglück bringt, wenn man von den Feen spricht und die Verbindungen verräth, die sie mit den Sterblichen zu unterhalten geruhen. Es ist ein Verbrechen gegen sie und sie verfolgen und peinigen von diesem Augenblicke an Diejenigen, welchen sie ihr Vertrauen geschenkt hatten und die nicht schweigen konnten. Sie sehen, daß es dem Mädchen nicht in den Sinn kommt, wir könnten die drei Feen vom Berge Barlot sein. Sie bleibt bei dem Glauben, daß sie die Gabe von guten Feen erhalten habe und weil sie fürchtet, ihr Geheimniß sei verrathen worden, ängstiget sie sich und betheuert, sie habe es nicht unter die Leute gebracht. Ich meines Theils bin gegen die sogenannte phantastische Poesie nicht so duldsam wie Sie, Sir Arthur. Ich hasse den Aberglauben und beklage den groben Irrthum, unter welcher Gestalt sie auch erscheinen mögen; auch lasse ich keine Gelegenheit vorbei, darüber zu spotten, denn ich halte es für eine Pflicht gegen die ungebildeten Leute, sie aufzuklären und nicht in dem Dunkel der Unwissenheit zu lassen."

„Sie sind ein großer Philanthrop geworden, seit ich nicht das Vergnügen hatte, Sie zu sehen," antwortete Wilhelm mit einiger Bitterkeit.

„Das bin ich immer gewesen," antwortete Marsillat, „ich bin es noch und vielleicht, mehr als Sie; denn es liegt in den Ideen Ihres Standes, die Unwissenheit bei dem Armen zu erhalten, um auch seine Unterwürfigkeit zu behalten. Sie bewundern als Dichter, der Sie zu sein glauben, das Wunderbare, was jene Armen mit sich herumtragen und unterhalten durch die Frömmigkeit, durch den Schutz, den Sie wunderthätigen Bildern, Pilgerfahrten und andern Dummheiten gewähren, die Thorheit unserer armen Landleute, während wir, die verhaßten Liberalen, wünschen, sie

möchten wie wir Voltaire lesen und die Ehrfurcht abschütteln können, die sie vor Gott, vor dem Teufel und manchen Menschen haben."

„Herr Marsillat," antwortete Harley, „Sie haben auf der einen Seite Recht und auf der andern Unrecht. Ich wünsche wie Sie, daß man den Bauer von seinen Schrecken, wie von seiner Armuth erlöse; wenn Sie ihm aber nur Voltaire zu lesen zu geben haben, wenn er lesen kann, so wünsche ich in seinem Namen seine poetischen Legenden und seinen Wunderglauben zurück. Johanna sagte etwas sehr Tiefsinniges, das Sie nicht gefühlt haben. Die Landleute, welche Tag und Nacht im Freien sind, sagte sie, sehen Dinge, welche Sie niemals sehen werden, d. h. ihr Geist ist für die Poesie empfänglicher als der unsrige und ich weiß nicht, ob wir sie darüber zu beklagen oder zu beneiden, zu warnen oder zu bewundern haben."

„Ja, ja, Sie bewundern sie als Neugierige, als Dilettanten," entgegnete Marsillat. „Sie sammeln diese Legenden gern, um sie in Verse zu bringen und in Musik zu setzen. Gleichwohl werden Sie nicht zugeben, daß Ihre Kinder mit solchen Mährchen genährt werden; Sie würden dieselben vielmehr sehr schnell eines Bessern belehren, wenn sie die Mährchen ihrer Wärterinnen ernstlich nähmen."

„Vielleicht irren Sie sich doch," sagte Wilhelm. „Das Kind bedarf wie der Landmann der Poesie und man kann es nur durch Symbole belehren. Ich bin auch mit diesen Mährchen, die Sie so sehr verachten, genährt worden, und es würde mir sehr leid thun, wenn ich mit der Ammenmilch voltairischen Geist eingesogen hätte."

„Ich weiß, daß Sie dieselbe Milch getrunken haben wie Johanna," entgegnete Marsillat lächelnd, „und die Mähr-

chen der Mutter Tula konnten wohl nach Ihrem Geschmacke sein, wie die meiner Großmutter, die auch eine Art Bauerfrau war, wenn Sie es nicht übelnehmen, früher mir gefielen. Aber jetzt lieben Sie diese Symbole nur, um ihren Sinn zu suchen und zu finden, während die arme Johanna und ihres Gleichen darin nur schreckliche Wirklichkeit sehen, die sie beschäftiget und peiniget, und in der Verthierung erhält das ganze Leben hindurch. Was sagt unser Philosoph dazu?" fragte er etwas ironisch den Engländer.

„Ich sage," antwortete dieser, „man sollte den Kopf der Landleute behandeln, wie der Wilhelms behandelt worden ist, ihnen nämlich die Poesie lassen und ihnen behilflich sein, das Symbol zu entdecken."

„Dann würden sie nicht mehr an die Poesie glauben," entgegnete Marsillat, der gern so disputirte, „sondern darüber lachen wie wir; die Kältesten würden Kritiker und die Kunstsinnigsten Literaten werden; ich verlange auch gar nicht mehr; aber sie würden dann jene leichtgläubige Naivetät einbüßen, welche Sie ihre Poesie nennen und die in Ihren Augen den ganzen Reiz des Aberglaubens ausmacht."

Harley wollte antworten, wurde aber von Marsillat bald widerlegt und geschlagen, der gewandter im Sprechen war. Gleichwohl überzeugte er den Engländer nicht, der zwar Marsillats klarer und scharfer Kritik alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, die Ansichten desselben aber zu dürr und unfruchtbar fand und vor der materialistischen Philosophie schauderte. Alle die Geister, welche sich mit einem gewissen begrenzten und deutlich erkennbaren Theile der erlangten Wahrheit begnügen, werden bei einer Discussion stets scheinbar einen bedeutenden Vortheil über diejenigen haben, welche in dem Unbekannten eine umfassendere und idealere Wahrheit suchen.

Harley mußte dem Advokaten bald weichen und Wilhelm, der sich durch das Talent Marsillats mehr erschüttert fühlte, als er selbst gestehen wollte, wurde immer trauriger und schwieg endlich ganz und gar.

Dieser Gegenstand der Unterhaltung wurde Abends an dem Arbeitstische wieder aufgenommen, an welchem die beiden Mädchen und ihre jungen Gäste gewöhnlich zu plaudern pflegten, während die Aeltern mit einigen Beamten oder royalistischen Bürgern der Stadt Karte spielten. Arthur und Wilhelm hätten es lieber gesehen, wenn nur zwischen ihnen und Marien von Johanna gesprochen worden wäre; aber sie konnten es nicht hindern, daß Marsillat in Beisein Elvirens das Abenteuer von dem Berge Barlot, die Entdeckung Harleys, daß Johanna und die kleine Ziegenhüterin eine und dieselbe Person wären und den Schmerz erzählte, den jenes abergläubische Mädchen geäußert, da sie von dem Vorfalle mit den Geldstücken sprechen gehört habe. Fräulein von Boussac hörte die Erzählung mit großer Aufmerksamkeit an und wollte alle Einzelnheiten wissen. Nur Harley erinnerte sich derselben genau. Wilhelm, der zu jener Zeit noch sehr jung gewesen war, hatte nur eine dunkle Erinnerung davon behalten, die aber immer deutlicher wurde, je mehr Arthur davon sprach. Marsillat hatte zwar ein besseres Gedächtniß als Wilhelm, da aber die Poesie dieses kleinen Romans einen minder tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte als auf seinen Begleiter, so würde er ohne die Beihilfe Harleys wahrscheinlich nie mehr daran gedacht haben als Wilhelm. Dieser Unterschied in dem Eindrucke, den verschiedene Personen von einem und demselben Vorfalle empfangen und behalten, wird durch die tägliche Erfahrung hinreichend bewiesen.

Sir Arthur war in seinem Leben nur einmal bei den

Druidensteinen gewesen, und der rauhe wilde Ort hatte ein deutliches Bild in seiner Erinnerung zurückgelassen. Marsillat, der vor- und nachher hundertmal dort vorübergekommen war, würde Mühe gehabt haben, einen besondern Fall genau anzugeben. Er hatte wohl öfters und vielleicht in minder unschuldiger Weise schlafende Hirtinnen unter den Felsen und Gebüschen jener wenig besuchten Gegend belauscht und überrascht; aber die entfernte Wohnung und die Schüchternheit Johannas hatten sie so lange vor den Blicken dieses eifrigen Jägers bewahrt, daß er ihre Züge vergessen, die sich übrigens seit dem Vorfalle auf dem Berge bis zu der Zeit als die schwarzen Augen Claudies den jungen Advokaten nach Toull lockten, sehr verändert und gleichsam umgestaltet hatten. Zwischen den Erinnerungen aus der Jugendzeit und den Gefühlen eines neuen Lebens Wilhelms, hatte sein vierjähriger Aufenthalt in der großen Welt in Paris gleichsam einen Abgrund aufgerissen.

Nachdem sich alle, wie es die regelmäßige Sitte in der Stadt Boussac verlangte, zeitig zurückgezogen hatten, blieben Arthur, Wilhelm und Marie noch eine Zeit lang in dem Zimmer bei einander sitzen. Der Engländer verharrte bei seiner Liebe zu Johanna, und Fräulein von Boussac, die keineswegs geneigt war, ihn davon abzureden, bewunderte seine Verständigkeit, wie sie es nannte, und begeisterte sich mit ihm für seinen seltsamen Heirathsplan. Wilhelm saß schweigend dabei und schürte unabläßig die halbverloschenen Brände in dem großen Kamine. Harley versuchte es zwar, ihm seine vollständige Zustimmung abzudrängen, aber der junge Baron erklärte es fortwährend für gefährlich, einen aufgeklärten Verstand mit zwar guten aber blinden Gefühlen unauflöslich zu vereinigen. Dann sprach er von dem vielleicht endlosen Kampfe, den sein Freund mit der öffentlichen Mei-

nung zu bestehen haben würde. Er fürchte sich, sagte er, vor der Lächerlichkeit und dem Tadel, die einem solchen ungewöhnlichen Entschlusse folgen würden. Arthur bekämpfte diese Einwürfe durch unwiderlegliche Gründe und Wilhelm war tief bewegt, gleichsam im Innern überwunden. Einen geheimen Trost fand er aber noch immer in der Voraussicht, daß Johanna, treu ihrem Entschlusse, jeden Gedanken an eine Verheirathung zurückweisen würde und er beschwor deshalb Sir Arthur, sich nicht eher zu erklären, bis es seiner Schwester oder im Nothfalle ihm selbst gelungen sein würde, die eigentlichen Gedanken des räthselhaften Mädchens zu ergründen. Da schalt ihn selbst Marie wegen seiner Kälte und seiner Schwachheit in Vergleich mit dem großherzigen Vorsatze ihres Freundes. Zuletzt kam man überein, daß Fräulein von Boussac am andern Tage sich bemühen solle, der Johanna das Geheimniß zu entlocken.

Siebzehntes Kapitel.

Die große Hirtin.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als die romanhafte Marie die Johanna in dem Stalle aufsuchte, sich auf die Krippe setzte, während Johanna die Kühe melkete, und von dem Abenteuer auf dem Barlot zu sprechen anfing. Nachdem sie ihr erklärt und die Versicherung gegeben hatte, daß Wilhelm, Arthur und Marsillat die Urheber des Wunders gewesen, das sie zu dem Hauptereignisse ihres Lebens gemacht hatte, stellte die schöne Melkerin ihre Arbeit ein und saß da wie betäubt durch diese Entdeckung. Hätte eine andere Person ihr dieselbe gemacht, so würde sie nicht daran geglaubt haben; aber ihre junge Herrin verehrte sie fast eben so wie ihre Schutzheilige, die Himmelskönigin, und so wurde sie durch den Schlag der kalten Wirklichkeit wie betäubt. Wenn man dem Landmanne seinen Wunderglauben nimmt, raubt man ihm gleichsam einen Theil seiner Seele.

„Du entbehrst Deinen Traum wohl sehr ungern, Hannchen?" fragte Marie endlich.

„Ach ja, liebes Fräulein," antwortete Johanna. „Ich war gewöhnt, alle Tage daran zu denken. Aber wenn ich ein Vergnügen dabei verliere, werde ich auch eine Pein los."

„Erkläre Dich deutlicher. Mir kannst Du alles sagen, Hannchen; Du weißt, wie sehr ich Dich liebe, Du weißt auch, daß ich nie über Dich spotte, und ob mir es gleich bis jetzt nicht bekannt war, in welchem Maße Du an die Feen glaubtest, so fühle ich mich doch weniger als je geneigt, Dich zu tadeln und zu schelten."

„Ach, ich weiß es wohl, liebes Fräulein, Sie haben ein so gutes Herz! Aber Sie glauben das nicht, was wir glauben."

„Das ist wohl wahr, aber ich kann Dich doch anhören und Deine Gedanken annehmen, wenn sie mir richtig vorkommen. Unterrichte mich in Deinem Glauben, als wenn ich eine Heidin wäre und Du wolltest mich bekehren. Belehre mich, was die Feen sind."

„Ach, Fräulein, das ist sehr einfach; sie sind Töchter Gottes oder Töchter des Teufels. Sie lieben uns oder hassen uns, stehen uns bei oder necken und quälen uns, erhalten uns im Guten oder treiben uns zum Bösen, je nachdem wir sie kennen und uns den guten oder den bösen ergeben. Wenn eine Person wissend ist, so befördert sie ihr Heil, wenn sie keusch bleibt; weiß sie nichts, so entstehen böse Gedanken in ihr und sie giebt sich dem Schlechten hin ohne zu wissen wie."

„Hast Du es, als Du nach Deinem Schlafe unter den Druidensteinen das Geld in Deiner Hand fandest, für ein Geschenk der Feen oder für einen Fallstrick gehalten?"

„Warten Sie, liebes Fräulein. Ich muß Ihnen erst alles sagen. Wissen Sie, daß in unserer Gegend ein Schatz vergraben liegt?"

„Ja, das weiß ich Jedermann sucht und Niemand findet ihn. Man erzählt, es sei ein Kalb von massivem Golde in dem Berge von Toull vergraben und dieses Kalb oder dieser Stier, wie Ihr sagt, stehe zu gewissen Zeiten des

Jahres, namentlich in der Weihnachtsnacht, auf, komme aus seinem verborgenen Lager heraus und laufe, Flammen aus den Augen und den Nüstern sprühend, in der Umgegend umher."

„Ja, Fräulein, so wird's erzählt."

„Man sagt ferner, wenn Jemand, der sich einer schlechten That schuldig gemacht habe, dem Stiere begegne, so erschrecke dieser ihn, verfolge ihn und könne ihn tödten, statt daß eine Person im Zustande der Gnade gerade auf ihn zugehen könne, ohne daß sie etwas von ihm zu fürchten brauche. Endlich sagt man, wenn diese Person das Glück habe, ihm in der Weihnachtsnacht, gerade zur Zeit der Erhebung der Monstranz in der Messe, zu begegnen, könne sie ihn an den Hörnern fassen und bändigen; dann kniee der goldene Stier vor ihr nieder und führe sie in seine Höhle, welche eben die sei, wo der Schatz der alten Stadt Toull liege, der seit Tausenden von Jahren verloren und vergebens gesucht worden ist."

„Ja, Fräulein. Sie wissen also alles?"

„Ich habe es im Scherz erzählen hören. Gestern Abend erzählte es uns Marsillat ganz ausführlich und versicherte, daß fast alle Bewohner von Toull und der Umgegend steif und fest an diese Thorheit glaubten, wenn sie es auch den Fremden nicht geständen. Du glaubst auch daran, Hannchen?"

„Sie sagten schon, es sei eine Thorheit, liebes Fräulein. Ich sage nichts darüber. Ich kann nicht sagen, daß es falsch sei, denn meine Mutter glaubte daran. Ich will aber auch nicht sagen, es sei wahr, denn der Herr Pfarrer von Toull sagt, es sei Sünde. Ich habe mich nur immer bemühet, nichts Böses zu thun, um nicht von dem Stiere getödtet zu werden, wenn er mir einmal begegnete, und um den Schatz finden zu können, wenn es der Wille Gottes wäre."

„Du glaubst also daran, gutes Hannchen. Nun?“

„Nun, Fräulein? Hat man Ihnen nicht gesagt, daß man nie Gold besessen haben darf, wenn man nicht in Gefahr kommen will?“

„Ja, das hat man mir auch gesagt. Du meinst also, das Gold bringe Schaden?“

„Davon bin ich überzeugt. So oft ein Herr einem Mädchen Gold zeigte, ist sie gleichsam von Sinnen gekommen und hat sich ihm ergeben, auch wenn er alt, schlecht und garstig war. Als ich Gold in meiner Hand fand, warf ich es gleich weit weg von mir, und damit es auch Andern kein Unglück bringe, grub ich mit meinem Messer ein Loch in die Erde unter dem großen Druidensteine und schob das Goldstück mit meinem Holzschuhe hinein. Vor dem Silber aber fürchtete ich mich nicht, da ich Silber schon in der Hand gehabt hatte, und ich brachte es meiner Mutter.“

„Du dachtest also sogleich an die Feen?“

„Nein, liebes Fräulein. Ich dachte nicht an die Feen, ich wußte nichts von ihnen; es war mir nur bekannt, daß das Gold Schaden bringe und ich mochte es nicht haben. Als ich meiner Mutter erzählte, was mir begegnet sei und ihr die beiden Geldstücke zeigte, gab sie mir gute Lehren. Sie schalt mich tüchtig aus, daß ich auf den Steinen eingeschlafen sei, die ein schlimmer Ort sind, und lehrte mich, was ich thun müßte, um mich vor den bösen Geistern zu schützen, die mit mir verfahren wären, als glaubten sie mich erkauft zu haben. Sie war zufrieden damit, daß ich den Louisdor auf dem Berge gelassen, weder in meine Tasche gesteckt, noch mit Vergnügen angesehen, noch den Wunsch gehabt hätte, ihn zu behalten. Was sie von dem großen Silberstücke sagen sollte, wußte sie selbst nicht recht; es könnte gut, es könnte aber auch bös sein, oder auch keins

von beiden, weil es Geister giebt, die neckisch sind, sich gern einen Spaß machen und Schabernack treiben, ohne Jemandem zu schaden, z. B. den Rocken verstecken, den Faden oft abreißen lassen oder die Garnknäul abwickeln, wenn man nicht acht giebt; wir ließen also das große Geldstück in der Kirche weihen und legten es in den Gotteskasten. Das Fünfsousstück, das glänzte, ganz klein und hübsch war, hatte das Bild des Kaisers Napoleon und meine arme gute Mutter liebte diesen Kaiser sehr. Sie sagte oftmals, wenn sie nicht Amme gewesen wäre, hätte sie Marketenderin sein mögen, um mit in den Krieg gegen die Engländer ziehen zu können, die unser Land in alten Zeiten, zur Zeit der großen Hirtin, erobert und gemißhandelt hätten."

„Nun, das kleine Stück mit dem Bilde des Kaisers?"

„Meine gute selige Mutter sagte: Hannchen, dies Stück ist gut, das bringt Glück und Ehre. Die gute Fee hat Dir den kleinen weißen Sou in die Hand gelegt, um Dich zu schützen, als sie sah, daß die böse Fee Dich mit dem Golde in Versuchung führen wollte. Die große Fee von Epnell will Dir gewiß wohl, weil sie weiß, daß Du nicht bös bist, und daß Du Deiner Mutter niemals Kummer gemacht und Niemandem unrecht gethan hast. Du mußt also ihr Geschenk behalten und Dich nicht davon trennen. Da bohrte sie ein Loch durch den kleinen Sou und hieß ihn mich an das Kreuz meines Rosenkranzes neben die Medaille der heiligen Jungfrau binden, die über alle guten Feen herrscht. Sehen Sie, liebes Fräulein, ich habe ihn noch, — da am Ende meines Rosenkranzes, in meiner Tasche. In der Nacht binde ich ihn mir um den Hals und so trenne ich mich nie von ihm."

Und Johanna zeigte der Freundin einen kleinen Rosenkranz von den grauen Körnern, die in der Gegend wachsen,

deren Namen ich aber nicht mehr kenne. Die kleine Gabe Sir Arthurs war durch einen kleinen eisernen Ring daran befestiget.

„Das ist die Geschichte von den drei Geldstücken, um die ich so viel gebetet habe, weil ich glaubte, es sei ein Wunder, und vor denen ich mich oft auch gefürchtet habe. Sie sagen, es sei kein Wunder. Sie irren sich vielleicht. Die Feen können doch dabei im Spiele gewesen sein und die drei Herren, ohne daß sie es wissen, das Stück haben wählen lassen, das mir Glück oder Unglück bringen konnte."

„Und weißt Du, armes Hannchen, von wem Du den kleinen lieben weißen Sou erhalten hast?"

„Gewiß von meinem Pathen."

„Nein, von dem englischen Herrn."

„Von dem Engländer? Ach!" rief Johanna erstaunt aus, „kann ein Engländer einer Christin Glück bringen?"

„Glaubst Du denn, ein Engländer sei kein Christ?"

„Das weiß ich nicht."

„Ich versichere Dich, daß die Engländer eben so gute Christen sind als wir, Hannchen."

„Ich weiß wohl, daß man jetzt so sagt, liebes Fräulein; aber als Ihr Herr Vater noch lebte, den Sie nicht gekannt haben, sagte man anders. Wissen Sie, warum meine Mutter wünschte, ich möchte den Stier treffen und den Schatz finden?"

„Nun?"

„Sie sagte, der Schatz sei so groß, daß Niemand das Ende davon sehen würde; alle Menschen auf der Welt könnten davon glücklich gemacht werden, und es ließe sich davon noch ein großes Heer bezahlen, um die Engländer aus Frankreich zu vertreiben, denn sie waren, wie es scheint, damals, als sie mir das erzählte, Herren von Paris."

„Und warum haßte sie England so?“

„Sie hatte das bei Ihnen gelernt, liebes Fräulein, als Sie Ihren Bruder stillte. Ihr seliger Vater, der ein großer Officier war, wie man sagt, kriegte mit ihnen und Ihre Frau Mutter haßte sie auf den Tod, weil sie immer fürchtete, die Engländer würden ihn todt machen. Als gar der Kaiser von den Engländern in einen eisernen Käfig eingesperrt wurde, weinte meine Mutter sehr und ich mußte mit weinen, weil ich sie weinen sah. Und als man sagte, die Engländer hätten aus ihrem Lande einen englischen König mitgebracht und nach Paris geführt, damit er über die Franzosen regiere, da wurde sie sehr böse und sagte: „ach, die arme liebe Dame von Boussac wird sich schwer grämen!“ Ich wunderte mich deshalb gar sehr als ich hierher kam und von Ihrer Frau Mutter hörte, sie liebe Ludwig XVIII., den englischen König, und ich wußte nicht, was ich denken sollte, als ich sein Bild in ihrem Zimmer hängen sah, während man das Bild des Kaisers unter das Dach geworfen hatte. Ich habe es da weggeholt und in mein Stübchen gehangen, ohne daß sie es weiß, und ich glaube nicht, daß es unrecht ist.“

„Nein, gewiß nicht. Ich bewundere und beklage den großen Kaiser auch; aber sieh Dich vor, damit die Frau von Charmois nicht merke, daß Du sein Bild so in Ehren hältst; sie würde nicht Ruhe halten, bis es die Mutter verbrennen ließe..“

„Ich verstecke es auch alle Morgen unter einer Schürze, die ich darüber hänge. Abends aber, wenn ich in mein Stübchen komme, sehe ich es an und das macht mir Freude. Mein Vater ist auch Soldat gewesen, — unter der Republik und unter dem Kaiser; er war in einem Lande gewesen, das Italien heißt und hatte sich da tapfer geschlagen. Ich habe ihn freilich nicht sehr gekannt; das aber weiß ich, daß er die

Engländer nicht leiden konnte und daß wir in unserm Hause auch ein Bild von dem Kaiser hatten, das mit dem übrigen verbrannt ist."

„Du willst also wohl gar Krieg mit den Engländern anfangen? Wenn Du den Schatz findest, willst Du eine große Armee kaufen und mit ihr, auf einem schönen weißen Pferde, ausziehen wie die frühere Johanna, die schöne Hirtin, welche unser Vaterland von den Rothröcken befreite?"

„Woher wissen Sie das, Fräulein? Ich träume alle Nächte davon, manchmal glaube ich sogar im Wachen, wenn ich mein Vieh hüte, alles das zu sehen. Ich habe aber niemals etwas davon gesagt."

„Ich errathe Dich, Hannchen, und vielleicht träume ich auch so. Man kann nicht so nahe bei Sainte-Sévère sein, ohne bei der Erzählung von dem, was da geschah, ergriffen zu werden. Man sagt, in Toull gäbe es Löwen, welche die Engländer hätten aus den Steinen hauen lassen, um Frankreich zu demüthigen, und man schlage sie heute noch alle Tage mit den Holzschuhen.

„Ach, liebes Fräulein, ich sehe, daß Sie sind wie ich. Meine Mutter hat mir erzählt, Ihr Großvater sei ein guter Freund der großen Hirtin gewesen und auch ein großer Soldat gegen die Engländer."

„Mein Großvater?"

„Ja, ein Herr von Boussac."

„Das ist in viel älterer Zeit geschehen, als Du glaubst, Hannchen; aber es bleibt sich gleich. Es hat wirklich in unserer Familie einen Marschall von Boussac gegeben, welcher der Waffengefährte der Jungfrau war und ich fühle es wie Du, Hannchen, daß es angenehm sein müßte, ein so schönes Leben zu führen. Aber für unsere Zeit paßt es nicht mehr, Kind. Wir haben auf lange Zeit, vielleicht auf

immer Frieden mit England. Wir heißen frei und die Engländer werden uns nicht mehr geradezu Gesetze vorschreiben. Es ziemt sich also für eine gute Christin wie Du bist, sie nicht mehr zu hassen und nicht daran zu denken, ein Heer gegen sie aufzubringen."

„Es gefällt Ihnen also nicht, Fräulein, was ich gesagt habe? Dann bitte ich um Verzeihung."

„Im Gegentheil, Deine Ideen gefallen mir sehr wohl, gutes Hannchen, und ich liebe Dich um ihretwillen noch weit mehr. Aber es ist alles das nicht möglich und übrigens giebt es auch gute Engländer, welche uns lieben und den Kaiser Napoleon betrauern."

„Wahrhaftig, liebes Fräulein? Es giebt solche Engländer? Diese müssen dann verschont werden."

„Gewiß, Hannchen, und Du kannst bei unserm Freunde Harley anfangen, der die schöne Hirtin und den Kaiser ebenso bewundert wie Du."

„Die Engländer haben aber doch beide umgebracht," entgegnete Johanna kopfschüttelnd. „Die große Hirtin verbrannten sie, weil sie eine Wissende war."

„Harley verehrt sie wie eine Märtyrin und Heilige, verlasse Dich darauf."

„Der Herr Engländer ist also ein recht guter Mann?"

„Der beste, der verständigste und mildeste auf Erden, Hannchen."

„Das freut mich. Ich nehme nun auch seinen kleinen weißen Sou nicht von meinem Rosenkranze."

„Das thue ja nicht. Du würdest ihn sehr betrüben."

„Warum denn, Fräulein?

„Weil er Dich liebt, Hannchen."

„Er liebt mich? Es ist also wahr, daß er meine Mutter gekannt hat?"

„Das weiß ich nicht, Kind, aber er liebt Dich sehr.“

„Aber warum nur?“

„Weil er liebt, was gut und schön ist. Gleich und gleich gesellt sich gern, Hannchen, nicht wahr?“

Marie von Boussac sprach in diesem Tone noch weiter fort zum großen Erstaunen Johannas, die fortwährend sich bedankte, ohne die Liebe zu begreifen, deren Gegenstand sie war. Sie nahm sie hin als Zeichen großer Herzensgüte und hörte ruhig die Lobeserhebungen über Sir Arthur an. Als aber Marie versuchte, ihr die Gefühle zu erklären, die er bei der Johanna zu erregen wünsche, bemerkte sie, daß sie mehr verliere als gewinne und daß Johanna Mißtrauen und Angst zu fühlen anfing. „Es ist nun das zweite Mal, liebes Fräulein, daß Sie von mir Alles wissen wollen, was ich denke,“ sagte sie; „ich weiß nicht, warum Ihnen so viel daran liegt.“

„Nun, Hannchen,“ entgegnete Marie von Boussac, „ich stehe auch in dem Alter, daß jeden Tag ein Herr um mich anhalten kann.“

„Ach, wenn Sie mich so fragen, blos damit ich mit Ihnen schwatze,“ antwortete Johanna, welche ohne Arg von dieser kleinen List sich umstricken ließ, „so muß ich meine Zunge im Zaume halten, denn ich sagte vielleicht, ohne es zu wissen, etwas, was Ihnen nicht angenehm wäre.“

„Keineswegs, Johanna; ich habe, wie Du, gar keine große Lust, mich zu verheirathen und bin in keinen Mann verliebt. Du kannst also immer reden und ich bitte Dich um Deinen Rath.“

„Ach, liebes Fräulein, ich würde mir nie erlauben, Ihnen einen Rath zu geben.“

„Liebst Du mich nicht?“

„Ach, wie können Sie das sagen?“

„So rede," entgegnete Marie, indem sie ihren Arm um sie schlang und sie an sich auf die Krippe zog. „Wir wollen annehmen, Du wärest ich und Harley wollte Dich heirathen."

„Ich weiß dies ja nicht."

„Man könne es aber doch annehmen!"

„Ich will alles einnehmen, was Ihnen Vergnügen macht," sagte endlich Johanna, „und Ihnen antworten, wie ich denke: ich würde diesen Herrn nie und nimmermehr heirathen; erstens weil er ein Engländer ist und ich keine englischen Kinder zur Welt bringen mag. Ich will ihn nicht hassen, ich achte ihn sogar, weil er ein so braver Mann ist; aber ihn heirathen! Nein, und wenn er meines Gleichen wäre, würde ich es meiner lieben seligen Mutter und meinem armen seligen Vater nicht zu leide thun. Dann würde ich auch nein sagen, weil er reich ist und weil mir Das Unglück bringen würde. Bei uns sagt man, das Geld macht stolz und schlecht. Ich sage dies nicht von Ihnen, mein liebes Fräulein; denn Niemand ist so gut und freundlich wie Sie; aber es giebt vielleicht nicht viele, die Ihnen gleichen; schon Fräulein Elvire ist nicht wie Sie. Dann bin ich auch zu einfältig und ich wüßte nicht, was ich mit dem Gelde anfangen sollte. Vielleicht richtete ich Schaden damit an und meine Mutter hat mir befohlen, arm zu bleiben. Kurz, es geht nicht und wenn vierzig tausend gute Engländer mich heirathen wollten, ich würde den besten von ihnen nicht nehmen, so wahr ich getauft bin."

Johanna sprach eifriger und heftiger als gewöhnlich, in einem gewissen patriotischen Unwillen, der aus ihren Augen blitzte und der sie noch schöner machte, obgleich ihr Gesichtsausdruck ganz verändert war. Marie, die eine so empfängliche Seele besaß wie ein Dichter, mußte sie unwill-

führlich bewundern, obgleich die Hartnäckigkeit sie tief betrübte, und sie verglich sie in Gedanken mit der Johanna d'Arc. Es war ihr, als sähe und hörte sie die Jungfrau ganz in der rohen Sprache, die sie gesprochen haben muß, bevor sie den Hirtenstab mit dem Schwerdte vertauschte. Eine solche Verbindung von Milde und Festigkeit, von engelgleicher Unschuld und dauernder Begeisterung muß auch das Heldenmädchen von Vaucouleurs bezeichnet haben und die romanhafte Enkelin des Herrn von Brosse meinte, der Geist des schönen Hirtenmädchens lebe von neuem in Johanna auf, um von seinen Mühseligkeiten in einem friedlichen unbeachteten Leben auszuruhen bis eine andere Umwandlung ihn berufe, um sich noch einmal in dem ganzen schmerzlichen Glanze der Kraft und des Ruhmes zu offenbaren.

Gleichwohl wagte Marie, nachdem sie ihrem Bruder und Harley die ganze Morgenunterredung mit der sorglichsten Genauigkeit erzählt hatte, lächelnd den Schluß zu ziehen, Sir Arthur brauche nicht zu verzweifeln, seine grausame Schäferin endlich zu erweichen, wenn auch Zeit, Aufmerksamkeit und Geduld dazu gehören dürfte.

Sir Arthur ergab sich darein, seinen Roman einen bedächtigen Gang gehen zu lassen; aber die unerwartete Schwierigkeit dieser Eroberung entzündete seine Liebe nur noch mehr und er wurde verliebt und sentimental wie ein zwanzigjähriger Jüngling. Er hatte den Kopf voll von poetischen Träumen, das Herz voll von großartigen Gefühlen, war aber kindisch, blöde und verlegen und blieb deshalb für Marien ein Gegenstand der Bewunderung und der Theilnahme, während ihn Marsillat, der alle Schritte desselben beobachtete, für äußerst lächerlich hielt. Beide hatten wohl einigermaßen Recht und er glich, bis auf die traurige Figur und das reifere Alter Don Quixotes, so ziemlich dem Helden des Cervantes, als

derselbe den Helm ablegte und sich mit Blumen bekränzte, um sich in einen Schäfer zu verwandeln.

Wilhelm dagegen schien von einer großen Last befreit zu sein und gab sich sogar Mühe, sehr galant gegen Elvire zu sein, so daß die Frau von Charmois in Verwunderung und Entzücken ernstliche Hoffnungen zu hegen begann.

Achtzehntes Kapitel.

Die Heuernte.

Tage und Wochen vergingen in scheinbarer Ruhe. Sir Arthur liebte das Landleben und hatte sich nicht sehr bitten lassen, den ganzen Sommer in Boussac zu bleiben. Die Frau von Boussac hatte in der Meinung, daß er großen Einfluß auf ihren Sohn habe, die Hoffnung gehegt, er würde denselben aus der Apathie, in die er versunken war, heraus reißen und ihn bestimmen, irgend eine Laufbahn zu wählen. Wilhelm verrieth indeß täglich größere Abneigung gegen jeden Beruf, welchen man ihm empfahl und seine Mutter gab endlich die Hoffnung ganz auf, ihm auf eine andere Art als durch eine Heirath eine glänzende Zukunft bereiten zu können. Sie besuchte die benachbarten Schlösser und lud ihre adeligen Nachbarinnen ein; zu ihrem großen Mißfallen bewunderte aber Wilhelm keineswegs die Reize derselben, sondern bemerkte nur ihre Fehler und Gebrechen, und als sie ihren Kummer der Unterpräfectin mittheilte, behauptete diese zuversichtlich, Wilhelm müsse eine beklagenswerthe Nei=

gung zu einer Person von niederem Stande fühlen, die er nicht gestehen könne. Sie nannte sogar Johanna mehrmals; da aber diese Beschuldigung scheinbar durch nichts gerechtfertiget wurde, so mochte die Frau von Boussac nicht daran glauben.

Harley war ein schwacher Bundesgenosse bei ihren ehrgeizigen Plänen. Zwar versuchte er es bisweilen, in ihre Absichten einzugehen und ihren Wünschen nachzukommen, wenn ihn aber Wilhelm fragte, warum er selbst nicht nach seinem guten Rathe handle, schwieg Arthur, lächelte und gestand endlich, daß er bei dem Heirathen keine andere Rücksicht kenne als die Liebe. Er gehörte zu den Engländern, welche die erste beste heirathen, eine Schauspielerin, eine Sängerin, sogar eine Tänzerin, wenn sie ihnen nur gefällt, und da ihm Johanna wegen zwar minder glänzenden, aber desto werthvollern Eigenschaften gefiel, so glaubte er vollkommen verständig zu handeln, zu gleicher Zeit aber auch einen Beweis von seinem guten Geschmacke zu geben, wenn er bei der Absicht blieb, sie zu heirathen.

Er liebte sie mit Geduld und wollte sie nicht durch plötzliche Anträge erschrecken. Er hatte sich darein ergeben, sie von fern zu beobachten, um sich ihr allmälig zu nähern, wie er bei dem Leben auf dem Lande Gelegenheit finden würde, ihr Vertrauen einzuflößen und eine Sprache mit ihr zu reden, die ihr verständlich sei. Er suchte sehr sinnreich, aber mit merkwürdigem Ungeschick, wenn auch im besten Glauben, die Mittel zu errathen, wie er ihr gefallen und sich ihr verständlich machen könne. Er erkundigte sich nach ihren Aeltern, nach ihrer Heimath, nach ihren Freunden in Toull; er reisete nach Toull, um den Pfarrer Alain kennen zu lernen, mit ihm über sein Vorhaben zu sprechen und ihn in sein Interesse zu ziehen, aber unter dem Siegel der Ver-

schwiegenheit und unter der Bedingung, daß der gute Geistliche nur dann mit Johanna davon spreche, wenn ihm das Benehmen des Mädchens einige Hoffnung zu versprechen scheint. Er hatte sich bei dieser Gelegenheit zum Boten Johannas gemacht und von ihr das Geld, welches sie verdient, an ihre Tante überbracht; da er aber diese Summe vervierfacht hatte, ohne Jemandem etwas davon zu sagen, und ohne sich darum zu kümmern, ob dieses Weib vielleicht trotz ihrer scheinbaren Armuth eine der wohlhabendsten Personen in der Umgegend sei, so war sie auf den Gedanken gekommen, er möge wohl der Liebhaber Johannas sein und diese endlich eingesehen haben, welchen Nutzen sie aus ihrer Jugend und Schönheit ziehen könne. Einmal sagte Johanna in seiner Gegenwart zu Marie von Boussac, sie sehne sich ungemein nach ihrem Hunde, den sie bei dem Vater Leonard habe lassen müssen, und Sir Arthur brach sogleich auf, um dem alten Leonard diesen Hund abzukaufen und ihn zurückzubringen. Der Küster würde denselben der Johanna bereitwillig überlassen haben, aber er schlug auch das Geld Mylords nicht aus und ganz Toull zerbrach sich den Kopf darüber, was es wohl zu bedeuten haben möge, daß ein schöner Herr einen häßlichen Hirtenhund so theuer kaufe, und da man über den sittlichen Wandel des Mädchens von Epnell nichts Schlimmes aus der Stadt erfuhr, so schloß man, der Engländer sei etwas übergeschnappt und alle Weiber aus Toull, die zweimal in der Woche auf den Markt nach Boussac zu gehen pflegten, sprachen, wenn sie die Johanna sahen, mit Hohn und Spott von Harley. Nur seiner Freigebigkeit ließ man Gerechtigkeit wiederfahren, denn er streute auf allen seinen Schritten Geld aus und ließ sich dafür durch die armen Bewohner dieser dürren Haide allerlei nutzlose Dienste leisten; er ließ z. B. das Pferd führen,

während er zu Fuße neben her ging, Nachweisung geben, die er nicht brauchte, eine Blume pflücken oder sich einen Vogel verkaufen, alles blos um Gelegenheit zu haben, die Armen übermäßig zu bezahlen. Leider findet der Landmann in diesen Gegenden so selten Unterstützung, daß er über eine milde Gabe in Verwunderung, fast in Besorgniß geräth, wie über eine Thorheit, oder einen Hinterhalt, wenn er auch mit Freude den Vortheil davon hat.

Johanna war nicht spottsüchtig von Natur und der Hohn, mit dem man Sir Arthur verfolgte, flößte ihr fast Mitleid für ihn ein. „Der arme Mann!" sagte sie; „man spottet über ihn, weil er so gut ist." Sie sprach mit besonderer Achtung mit ihm und bediente ihn mit großer Aufmerksamkeit; zu lieben schien sie ihn aber nicht mehr als am ersten Tage und er wartete mit bewundernswürdiger Ergebung auf den Tag der Erweichung, der aber nicht kommen wollte.

Ob er gleich sein Geheimniß nur Wilhelm und der Schwester desselben mitgetheilt hatte und sie über seinen Brief an die Frau von Charmois lachen ließ, ohne die Sache sehr ernst zu nehmen, so mußten doch seine häufigen Besuche auf der Wiese und im Garten, wo Johanna Gras für ihre Kühe holte, sowie im Stalle, wo er Thierstudien nach der Natur machte, von Claudien und selbst von Cadet bemerkt und besprochen werden, der allerdings in Johanna etwas verliebt und etwas eifersüchtig war, wenn er auch nicht mit Bestimmtheit würde haben sagen können, ob er sie oder Claudie mehr liebe. Claudie meinte zuerst, Johanna habe viel Glück und die Mutter Tula habe mit Recht vorhersagen können, daß sie die Goldgrube finden würde, weil der Engländer mehr Geld hätte als in dem Berge von Toull liegen könne; da es aber aus der Heirath nichts wurde,

welche sie zuerst verkündiget hatte, so wußte Claudie nicht mehr was sie denken sollte und sie würde geglaubt haben, der Engländer wolle mit Johanna verfahren, wie Marsillat mit ihr verfahren war, wenn ihr Johanna, an deren Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln war, nicht die Versicherung gegeben hätte, daß der Engländer sich nie erlaubt habe, ein Wort von Liebe zu ihr zu sagen.

Marsillat, der fast alle Sonnabende und Sonntage in Boussac verbrachte, erkannte am deutlichsten, daß Harley vollständig verliebt sei und er hatte nicht umhin gekonnt, mit einigen Freunden in der Stadt davon zu sprechen, welche die Sache weiter erzählten, so daß die Neuigkeit bald den Weg auf den Markt und endlich in alle Städte und Dörfer der Umgegend fand. Nach einem Monate wußte man in dem ganzen Kreise und selbst noch weiter, daß in dem Schlosse zu Boussac ein Sonderling von einem Engländer, ein Millionär und ziemlich hübscher junger Mann wohne, der in eine Magd so verliebt sei, daß er sie heirathen wolle. Die Damen in der Provinz, welche von Natur und ihrer Stellung nach, auf die Schönheit der Bauer- und Bürgermädchen sehr neidisch sind, waren gegen den Engländer in hohem Grade ergrimmt. Die Ehemänner stimmten ihnen bei und meinten, zur Geliebten könne man eine Magd wohl haben, aber eine Magd zu heirathen sei Wahnsinn und unmoralisch. Die jungen Männer dagegen brannten vor Begierde, die Schöne zu sehen, welche solche Eroberungen mache und, wie man sagte, die Spröde spiele, um desto sicherer unter die Haube zu kommen. Man kam von Chambon, von Gouzon, von Sainte Sévère und selbst von La Châtre, um die Schöne von Boussac zu sehen, und da man sie sehr selten sah, so behaupteten Manche, welche die Reise nicht umsonst gemacht haben wollten, sie sei gar nicht so hübsch und der Engländer

ein abgestumpfter Wüstling, der nicht wisse, ob er sich die Kehle abschneiden oder eine Dirne heirathen solle, um von der Langeweile befreit zu werden.

Alle diese Reden gelangten nur verstohlen in das Schloß Boussac und zwar durch Claudie und Cadet, die sich wohl hüteten, laut davon zu reden, da es ihnen ausdrücklich und streng verboten worden war, alberne Reden aus der Stadt dem Fräulein oder dem jungen Herrn von Boussac zu Ohren zu bringen. Johanna zuckte die Achseln, wenn ihr Claudie davon erzählte und sie allein in der ganzen Stadt wollte oder konnte es nicht glauben, daß sie der Gegenstand aller Gespräche und der Zielpunkt aller Blicke sei. Die Frau von Charmois plagte die Frau von Boussac damit, schrie über Scandal und verlangte die Entfernung Johannas; die Frau von Boussac aber, welche in ihrem funfzigsten Jahre in dem alten Schlosse wie eine schöne junge Frau zur Kaiserzeit lebte, spät aufstand, drei Stunden an der Toilette verbrachte und in ihrem Lehnstuhle den Kopfschmerz verschlief, war nicht eben hellsehend, haßte alle Gewaltmaßregeln und hielt es überdies für weit wahrscheinlicher, daß Sir Arthur ihre Tochter als ihre Magd zu heirathen gedenke. Die vertraute Freundschaft zwischen Marie und Harley schien allerdings eine solche Vermuthung zu rechtfertigen, und selbst die Frau von Charmois ließ sich bisweilen dadurch irreleiten. Auch Wilhelm erregte nicht selten süße Hoffnungen in ihr, wenn er sehr galant und aufmerksam gegen Elviren war; freilich stellte er, wenn er es müde war, sich Zwang anzuthun, dieses grausame Spiel oft plötzlich ein und die Charmois verfiel dann sofort wieder in ihren Argwohn und Ingrimm.

Der Roman Sir Arthurs hatte demnach ernste Folgen für zwei Personen, von denen die eine ihn bitter verspottete, die andre dagegen traurig zu tadeln schien. Die erste Person

war Leon Marsillat, der sein bestes Pferd, vielleicht seinen besten Prozeß darum gegeben hätte, wenn er die Rechte an Johanna hätte vorweg nehmen können, die der Engländer durch seinen Namen und sein Vermögen erkaufen wollte. Er bedauerte es sehr, dazu mitgewirkt zu haben, daß Johanna nach Boussac gekommen war, wo er sie nur erhalten konnte, wenn sie selbst wollte, und das gelang ihm nicht. Wäre sie noch Hirtin in Epnell gewesen und Arthur und Wilhelm hätten sie ihm streitig gemacht, so würde er sie in der Einöde verfolgt haben und er schmeichelte sich, daß sie gegen seine kühnen Verführungsversuche sich nicht lange gesträubt haben würde. Jetzt mußte er aber andere Mittel anwenden, sich auf seine Schlauheit verlassen, warten, und dazu hatte er keine Zeit. Er redete sich ein, er sei ein Thor, daß er an das dumme Mädchen denke, da er doch so viele andere Geschäfte und so viele andere Vergnügungen habe. Gleichwohl träumte er oft sogar in der Nacht, er sähe sie an dem Arme ihres Gatten, Harley, aus der Kirche kommen, und er erwachte dann fluchend und achselzuckend, aufgebracht gegen sich selbst, daß es ihm nicht gelingen wolle, diesen „Galan" lächerlich zu machen. Sein Stolz war empfindlich verwundet.

Die andere Person war Wilhelm, der in Johanna wirklich verliebt war, verliebt, denn an tiefer, aller Aufopferungen fähiger Liebe stand er Sir Arthur weit nach, den er gleichwohl im Herzen beschuldigte, er liebe mit philosophischer Ruhe und kenne die begeisterte Liebe nicht. So täuscht man sich; man hält für eine warme Liebe was nur Verlangen ist und nennt das Kälte, was erprobte, selbstbewußte tiefe Liebe ist. Wilhelm würde nie daran gedacht haben, dieses Landmädchen zu heirathen; ihre ungewöhnliche Schönheit, ihre rührende Unschuld und die romanhaften Ereignisse seines

ersten Zusammentreffens mit ihr in Toull hatten seine Phantasie angeregt und die Aufopferung, mit der sie ihn in seiner Krankheit pflegte, seiner unschuldigen Eitelkeit geschmeichelt. Er hatte geglaubt und glaubte es noch, daß er nur ein Wort zu sagen brauche, um sie in seine Arme sinken zu sehen. Bisher hatte er dieses Wort aus Scheu, aus Zartgefühl nicht ausgesprochen und nachdem er seine eigene Tugend lange bewundert, verliebte er sich in den Gegenstand einer so großen Aufopferung. Dennoch hatte er sich vorgenommen gehabt, diese Thorheit abzulegen. Er hatte sich entfernt, war genesen und hatte selbst vergessen, aber der Anblick Johannas, welche durch die Liebe seiner Schwester noch verschönert und gleichsam mit poetischem Glanze umhüllt wurde, hatte gleich bei der Rückkunft einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Jetzt weckte die Liebe Sir Arthurs auch die seinige. Johanna, die so tiefe Gefühle einzuflößen und so ernste Vorsätze veranlassen konnte, erlangte in seinen Augen einen neuen Reiz und einen erhöhten Werth, und da er sich die Pflicht auferlegte, diese Heirath nicht zu hindern, so reizte er auf wahrhaft kindische und krankhafte Weise sich selbst auf, sie zu besitzen, während er sich zugleich vornahm, ihr zu entsagen. Seine Laune wurde eine fixe Idee, ein ewiger Traum, eine fieberhafte Krankheit, mit einem Worte eine Leidenschaft, wie wir wohl sagen müssen, weil wir kein anderes Wort haben, das diese zugleich sinnliche und schwärmerische Neigung bezeichnet. Nur bisweilen fiel es ihm ein, daß er im Ernst seine Gedanken davon abziehen müsse und dann beschäftigte er sich mit Fräulein von Charmois; aber Elvire stand mit ihren frivolen Talenten, ihrer seltsamen Toilette, und ihrem Geschwätz, indem sie nachplauderte, was sie gehört hatte, Johannen so sehr nach, daß Wilhelm es bald bereute, ein Fräulein mit einer Magd zu

vergleichen gesucht zu haben. Elvire besaß durchaus keinen Liebreiz. Man hatte in ihr nur die Selbstsucht, die Liebe zur Ostentation und die beschränkten Vorurtheile entwickelt. Selbst die gute Marie konnte sie nicht lieben, wenn sie auch den grausamen Spott ihres Bruders mißbilligte.

Eines Tages wurde die in dem Herzen Wilhelms aufgesammelte Unruhe so groß, daß sie beinahe überströmte. Es war zur Zeit der Heuernte und man fuhr das Heu von der großen schönen Wiese am Schlosse ein, an deren Rändern Johanna im Frühjahr ihre Kühe gehütet hatte. Da war es nun ein Fest für die ganze Jugend im Schlosse, für Herrn und Diener, auf dem Ochsenwagen zu fahren und mit größerer oder geringerer Geschicklichkeit die Heugabel und den Rechen zu handhaben. Cadet lenkte die Ochsen und war stolz darauf, wie ein orientalischer Kaiser; Sir Arthur als der stärkste saß oben auf dem hohen Bau, den er künstlich aufgeschichtet hatte. Der gute Engländer bildete sich auf die Leichtigkeit, mit welcher er diese Kunst erlernt hatte, etwas ein. Er hatte eine Blouse von blauer Leinwand angezogen, trug einen in der Gegend selbst geflochtenen Strohhut, zeigte wohlgefällig seine Muskelkraft und ließ seine schönen Hände bräunen, die er bis dahin so sorgfältig gepflegt hatte, — weil er fürchtete, Johanna würde die Weiße derselben verachten. „Sie arbeiten zu viel," sagte Johanna, die sich wirklich über seine Kraft und seinen Eifer wunderte; „ich habe nie einen Herrn sich so gut anstellen sehen. Sieh mal, Claudie; sollte man nicht meinen, der Herr sei auf dem Lande aufgewachsen?"

Nichts würde in den Ohren Sir Arthurs lieblicher geklungen haben als diese Worte; er dachte sich schon als Besitzer eines schönen Landgutes in der Marche oder in Berry,

wo er nach seiner Art, als Landmann, fern von der großen Welt, der er überdrüssig war, leben, seine Ernten selbst einbringen, mit seinen Leuten arbeiten, dieselben bereichern, das ganze Dorf glücklich machen und selbst das höchste Glück bei seiner schönen kräftigen Frau genießen wollte. „Ja, ein solches Leben habe ich immer ersehnt,“ dachte er, „und Gott muß mir es geben, weil ich dieser einfachen Neigung und der Liebe zur Natur, die durch die Arbeit des Menschen verschönert wird, treu geblieben bin.“ Während Sir Arthur, über dessen Stirn der Schweiß rann, und dessen Augen von Hoffnung strahlten, mit Johanna wohlwollende Blicke, heitere Worte und große Gabeln voll Heu tauschte, schüttelten die Stiere, die bis an die Knie im Heu standen, weil man ihnen an diesem Tage so viel giebt, als sie haben wollen, damit sie die Stechfliegen vergessen, von denen sie gepeiniget werden, von Zeit zu Zeit ihre schönen Köpfe und gaben dabei dem Wagen eine schaukelnde Bewegung, bei welcher die liebenswürdige Marie, die neben Sir Arthur auf dem Heubau stand, gar häufig auf ihre Knie fiel. Dieses Mädchen, die zu schwächlich war, als daß sie die Hitze hätte ertragen können, hüpfte um die Arbeiter her, kletterte mit Hilfe ihres Bruders auf den Wagen und wieder herunter, nahm dann einmal den Rechen, kam aber sogleich außer Athem und sank dann lachend auf einen der kleinen Heuschober. Die flinke, hochgeschürzte Claudie sah roth aus wie ein Kirsche, und suchte, wie Sir Arthur, etwas darin, ihre Geschicklichkeit und ihren Eifer zu zeigen. Elvire war so stark wie ein Bauermädchen, aber so fest geschnürt, daß sie sich nicht frei bewegen konnte und wurde jeden Augenblick von ihrer Mutter gerufen, die ebenfalls auf dem Heu saß, unter ihrem Sonnenschirme schwitzte und die Bemerkung machte, daß ihre Tochter roth werde wie ein gesottener Krebs

und durch die Junisonne zu sehr geschminkt, nicht vortheilhaft aussehe.

Wilhelm hatte sein Jäckchen ausgezogen, ließ sein blendendweißes Batisthemd in der Sonne glänzen und zeigte seinen Hals, der weiß und rund war wie der Hals eines Mädchens. Er war wirklich der schönste junge Mann, den man sehen konnte, aber Claudie fand ihn zu schwächlich und der mitleidige Ton, in welchem sie zu ihm sagte: „Sie werden den Sonnenstich bekommen, Herr Wilhelm," setzte ihn in seinen eigenen Augen im Vergleich mit dem starken Engländer herunter.

Aus Verdruß darüber, daß Johanna dem auf dem Wagen stehenden Engländer Heu zugab und so fortwährend den Blicken desselben ausgesetzt war und mit ihm sprechen konnte, nahm er einen Zweig, stellte sich damit vor die Ochsen und reizte sie, unter dem Vorwande, ihnen die Fliegen zu verscheuchen, so daß sie den Wagen rüttelten und dadurch seinen Nebenbuhler aus dem Gleichgewichte brächten. Sir Arthur kümmerte sich aber nicht darum und es war nicht möglich, ihn zum Fallen zu bringen. Er lachte und versicherte, er habe auf den schaukelnden Schiffen feststehen gelernt.

Die Frau von Boussac befand sich in einiger Entfernung unter einer Baumgruppe und sprach mit Marsillat über eine wichtige Angelegenheit. Der letztere trat endlich auch zu Wilhelm und fragte ihn, was er in dem Gesicht der Ochsen so interessant finde, daß er immer dableibe, ohne auf die andern Gesichter zu achten, die doch weit interessanter wären.

„Sie sind nicht Künstler genug," antwortete Wilhelm, der sich stellte, als verstehe er den eigentlichen Sinn der Frage nicht, „um diese Ochsengesichter, die so schön geschmückt und in ihrer Stärke so ruhig sind, bewundern zu können. Ich begreife, daß Jupiter an einem poetischen Tage

diese Gestalt annehmen konnte. Es liegt etwas Göttliches in dieser breiten, so wohl bewaffneten Stirn und in diesem zugleich stolzen und sanften schwarzen Auge; es liegt aber auch etwas Kindliches in diesen so kurzen Nüstern und in dem feinen weißen Haar, das die zarte Lippe umgiebt; es liegt etwas Bäuerliches in den großen, einander so nahe gerückten Knien und in der Langsamkeit des ruhigen Ganges, wie etwas Löwenartiges in dem kräftigen Schweife, der das immer knochige Rückgrat peitscht. Ja, ein Ochs ist ein schönes Thier! Die Wampe ist herrlich und die Seite hat eine ungeheure Entwickelung. Man behauptet nun zwar allerdings, das Gesicht sei dumm, aber das ist nicht wahr; es drückt Kraft und Unschuld aus und hat Aehnlichkeit mit der Physiognomie des Menschen, der das Land bebaut und das Thier unterjocht. Erkennen Sie daraus, wie gut sich unsere Bauern auf die Kunst verstehen, ohne daß sie es selbst wissen. Welcher Maler, welcher Bildhauer hätte diesen Kopfschmuck erdacht! Diese Stirnbinde von geflochtenem Stroh, die einem Diademe gleicht und dieses sinnreiche Kreuzen der Riemen, welche die Hörner und das Joch umschlingen! Es muß sich aus dem Alterthume zu uns vererbt haben und gewiß ist der Stier Apis nie majestätischer bekränzt gewesen."

„Was Sie da sagen, ist sehr schön," entgegnete Marsillat lächelnd; „es ist Poesie und Kunst, aber es giebt auch an andern Orten Poesie und mein Kunstgefühl zieht andere Formen vor. Betrachten Sie die Johanna, Wilhelm, das schöne so sanfte und doch auch so kräftige Mädchen! Sie ist stark wie ein Mann, sehen Sie nur! Sie hebt einen halben Centner Heu empor und zwar aller drei Minuten vom Sonnenaufgange bis zum Sonnenuntergange."

„Das glaub' ich!" fiel Cadet ein, der mit Staunen die schönen Worte Wilhelms über die Ochsen angehört hatte,

aber doch das Lob besser verstand, das Marsillat über Johanna äußerte. „Herr Marsillat, sie ist das stärkste Mädchen, das ich gekannt habe. Sie hebt sich einen Scheffel Getraide so schnell auf die Achsel wie ich. O, sie ist ein schönes Mädchen!“

„Nun, Cadet hat ein poetisches Gefühl nach seiner Art,“ erwiederte Marsillat; „finden Sie nicht auch Worte, Wilhelm, um die Johanna so schön zu preisen, wie Sie eben die Ochsen gepriesen haben? Liegt nicht in Johanna ein besserer Theil Göttlichkeit? Sie ist kräftig wie Juno oder Pallas, frisch wie Hebe und anmuthig wie Iris, die Botin der Götter. Sehen Sie, ich bin kein Dichter, ich spreche vor Gericht nicht in solchen Bildern, aber wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich an diesem Bauermädchen tausend Schönheiten bemerkt haben, auf die Sie nicht achten. Wie schön ist sie so gekleidet! Der liebe Gott sollte seine Sonne immer so brennen lassen, damit alle Frauen diese Elementartracht annähmen! Nichts als ein kurzes Röckchen und ein Hemd; sieht es nicht reizend aus? Sie reden oft von Antiken; hier sehen Sie die Züchtigkeit und die Wollust vereint wie in der Antike; man sieht nichts und erräth doch diesen bewunderns-würdigen Körper; das Hemd geht hoch hinauf und ist am Halse zusammengehäkelt; die Aermel sind an der Hand geschlossen; der Stoff ist weder fein noch durchsichtig, aber dieser grobe abgetragene hänfene Stoff ist weiß und weich wie die griechischen Draperien. Die Johanna ist schön wie eine Statue des Phidias! Ihre herrlichen Formen zeigen sich bei ihren freien leichten Bewegungen. Sieht die junge Charmois nicht aus wie eine Wachspuppe in Vergleich mit ihr? Ja, ja, hier ist mehr Schönheit als bei dem Ochsen, denn es liegt hier auch etwas von der Göttin und dem Kinde. Gedenken Sie an die Druidin der Druidensteine; es war

Velleda und doch auch Lisette. Die hübschen Nüstern und die zarte Lippe des Stieres locken meine Lippen nicht an, wohl aber dieses olympische Profil und diese Rosenlippen...

Wilhelm drehete rasch Marsillat den Rücken zu, ohne ihn weiter anzuhören. Er bot seiner Mutter den Arm, die nach dem Schlosse zurückging. Marsillat war ihm widerwärtig. Während er die glühende Beschreibung entworfen, hatte Wilhelm ein diabolisches Lächeln in dem Gesichte Marsillats bemerkt, das zu sagen schien: Du siehst da dieses Meisterwerk der Natur, diesen Gegenstand Deiner geheimen Gedanken; bewundere und begehre! Ich werde über ihre schöne Schamhaftigkeit siegen, während Du in Poesie schwärmst, die sie nicht versteht."

Wilhelm kehrte nicht auf die Wiese zurück. Er ging in sein Zimmer und überließ sich, auf den Balcon gestützt, der in eine schwindlige Tiefe hinabsah, seinen trübsten Gedanken, während das Lachen und Jauchzen der Leute bei dem Heumachen in der Ferne sich verlor.

Neunzehntes Kapitel.

Die Liebe eines jungen Mannes.

Gleich nach dem Mittagsessen, bei welchem Wilhelm seine Verstimmung durch heftigen Kopfschmerz erklärte, kehrte er in sein Zimmer zurück und suchte, da er sich wirklich krank fühlte, einzuschlafen. Er hatte Schwindel, er fühlte Schmerz und die Thätigkeit des Denkens war gleich=

sam gelähmt in ihm. Seine Schwester kam zu ihm, überzeugte sich, daß er Fieber habe und meldete es der Mutter. Es wurde nach dem Arzte geschickt. Um Mitternacht stellte sich ein heftiger Anfall ein, doch wurde er durch passende Behandlung bald gebrochen. Um ein Uhr war der Kranke ruhig, um zwei Uhr lag er in tiefem Schlafe und die Fieberbewegung war gänzlich verschwunden. Der Arzt entfernte sich. Um drei Uhr vermochte Marie ihre Mutter, sich niederzulegen und um vier Uhr ließ auch Marie, die zu schwach war, als daß sie Nachtwachen ertragen konnte, den Roman, in dem sie las, aus den Händeu fallen. Es war ein Roman von Walter Scott und er erregte in ihr eine noch lebendigere Freundschaft für Johanna, konnte aber doch die Ermattung des zarten Mädchens nicht abhalten. Johanna, welche ihr „liebes Fräulein" sehr blaß fand, bat sie, auch zu Bett zu gehen und nachdem sie sich sehr hatte bitten lassen, auch sich überzeugte, daß ihr Bruder ruhig schlief und seine Hände nicht mehr heiß waren, gab Marie endlich nach. Johanna besaß einen Eisenkörper und sie hatte während der langen Krankheit ihres Pathen so viele Nächte auf diesem Stuhle verbracht, daß es ihr auf eine mehr nicht ankam. Uebrigens versicherte sie, daß Claudie sie ablösen würde und daß Sir Arthur, der bis um drei Uhr aufgeblieben war, versprochen hätte, um sechs Uhr wiederzukommen. Marie liebte ihren Bruder sehr, hatte aber einen Schleier über den Augen. Ueber dem ruhigen „Hirtengedicht", dessen Held Sir Arthur war, übersah sie das düstere Drama, in welchem sich Wilhelm schweigend abmühete. Wenn sie auch bisweilen Verdacht gehegt, so hatte sie denselben doch stets sogleich, als beleidigend für die brüderliche Liebe, zurückgewiesen. Es kam ihr so natürlich vor, daß Johanna von einem reichen adeligen Herren geliebt nnd zur Frau begehrt werde, und sie konnte

in dem Herzen ihres Bruders keine minder redliche Liebe vermuthen. Da Wilhelm, der sich ihr in andern Dingen vertraute, schwieg und über das Vorhaben Arthurs tadelnd sich aussprach, so konnte sie die Reinheit seiner Zuneigung zu seiner Pathe nicht in Zweifel ziehen.

Johanna, die nun mit dem Kranken allein war, hob den Roman auf und buchstabirte, um etwas zu thun oder um nicht einzuschlafen, einige Zeilen, die sie nicht verstand; dann erschrak sie und stand auf, denn ihr Pathe rief sie mit matter Stimme und in schmerzlichem Tone.

Wilhelm aber stieß, als er sie an seinem Bette stehen sah, einen Schrei aus und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. — „Habe ich Sie erschreckt, Herr Pathe?“ fragte Johanna. „Sie riefen mich aber doch.“

„Ich habe Dich gerufen, Hannchen?“ entgegnete der bleiche junge Mann, indem er seine Hände wieder herabsinken ließ und die Johannas erfaßte; „ich schlief doch. Aber ich träumte von Dir und empfand gräßliche Schmerzen. Was thust Du hier, Hannchen? Warum bist Du in mein Zimmer gekommen? Antworte mir!“

„Weil Sie krank waren; aber Sie befinden sich, Gott sei Dank! schon wieder besser.“

„Und Du willst fortgehen?“ fragte Wilhelm, indem er ihren Arm stark drückte; „Du willst mich verlassen?“

„Ach nein, Herr Pathe: ich bleibe bei Ihnen; Sie wissen, daß ich Sie nie verlasse, wenn Sie krank sind.“

„Ja, ich erinnere mich, ich war krank,“ erwiederte der junge Baron. „Warst Du nicht da?“

„O ja, ich war da, Herr Pathe.“

„Es ist wahr; ich habe Dich gesehen. Nimm es nicht übel, Hannchen; mein Kopf ist so schwach.“

„Sie müssen einmal einnehmen, Herr Pathe.“

„Nein, nicht einnehmen! Geh nicht fort von mir, Hannchen. Deine Hand, die in der meinen ruhet, nützt mir mehr. Und doch — welche Leiden hast Du mir verursacht, seit ich Dich kenne!“

„Ich, Herr Pathe, habe Ihnen etwas zu Leid gethan?“ fragte Johanna erschrocken. „Wie konnte ich das Unglück haben, da ich doch mein Leben hingeben würde, wenn ich Sie damit gesund machen könnte?“

„Hannchen! Mein liebes Hannchen!“ rief Wilhelm aus, der entzückt und doch wie zermalmt war und seine Leidenschaft nicht mehr beherrschen konnte; „seit einiger Zeit besonders hast Du mir Schmerz gemacht, seit Du mich nicht mehr liebst.“

„Ich liebte Sie nicht mehr?“ rief Johanna aus, der die Thränen aus den Augen stürzten. „Wer hat Ihnen eine solche Lüge gesagt? Ach, es giebt doch böse Menschen!“

„Du liebst mich nicht mehr, seit Du einen Andern liebst, Hannchen; gestehe es: ich kann nicht länger an mich halten. Ich bete Dich an..“

„Wie können Sie dieses Wort aussprechen, Herr Pathe!“

„Kennst Du das Wort nicht? Und doch hat es Harley gewiß auch gesprochen.“

„Nein, Herr Pathe; der englische Herr hat nie ein solches Wort gesagt; das sagt man nur von Gott. Warum sollte ich aber einen Andern als Sie lieben? Meinen Sie, ich wolle Sie nicht mehr lieben?“

„Du hast mich also geliebt, Hannchen? Ach, sprich es aus!“

„Ich liebe Sie noch immer, Herr Pathe.“

„Du liebst mich? Und das sprichst Du so ruhig und gelassen aus!“

„Nein, Herr Pathe, ich spreche es nicht ruhig aus,“

antwortete Johanna, welche der Kälte beschuldigt zu werden glaubte und mit der traurigen Heiterkeit der verläumdeten Unschuld weinte.

„Nein, nein, Du liebst mich nicht!" sagte Wilhelm, indem er den Arm Johannas losließ und verzweifelnd sein Haar erfaßte. „Du verstehst mich nicht; Du weißt nicht einmal, was ich Dich frage."

„Ach, mein lieber Pathe," entgegnete Johanna, die an dem Bette Wilhelms auf ihre Knie sank: „erhitzen und ereifern Sie sich nicht so. Sie sind jetzt ganz wieder wie damals als Sie so krank waren und als Sie mir auch immer vorwarfen, ich liebe Sie nicht. Ich pflegte Sie aber doch so gut ich konnte. Es ist nicht meine Schuld, wenn ich einfältig bin und nicht alle Worte verstehe, die Sie sagen."

„Du verstehst alles, liebes Hannchen, bis auf das einzige Wort: lieben."

„Ach Gott! Wenn Sie nicht krank wären, würde ich Ihnen sagen, daß Sie ungerecht gegen mich sind. Aber wenn es Ihnen wohlthut, mich zu schelten, so schelten Sie, erleichtern Sie sich das Herz."

„Ach, grausames, grausames Mädchen, das die Liebe nicht versteht!" rief Wilhelm händeringend aus.

„Sie nennen da ein Wort, das nicht hübsch ist, Herr Pathe. Es ist ein Wort, wie es Marsillat im Munde führt."

„Ja, ich weiß es, auch Marsillat hat von Liebe zu Dir gesprochen."

„Er spricht so mit allen Mädchen, aber schlecht, Herr Pathe."

„Der Elende! Er hat Dich beleidiget?"

„Nein, Herr Pathe. Ich würde mich nicht haben beleidigen lassen. Sie dürfen auch nicht bös gegen ihn werden.

Er ist kein dummer Mann, und nimmt Vernunft an. Schon lange belästiget er mich nicht mehr und an einem Tage, als ich ihm sagte, er möge sich schämen, versprach er mir, mich von da an in Ruhe zu lassen, und ich kann mich seitdem nicht über ihn beklagen."

„Aber warum mißfällt Dir das Wort Liebe auch in meinem Munde? Antworte mir!"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Pathe.. Ich glaube, Sie haben mich nicht mehr lieb, wenn Sie mir so etwas sagen."

„Ich verstehe Dich; Du glaubst, ich wolle Dich hintergehen, Dich verführen.."

„Ach nein, Herr Pathe, das glaube ich nicht von Ihnen; Sie sind zu gut und zu rechtschaffen, als daß Sie solche Gedanken haben könnten."

„Gleichwohl beleidiget und erschrecket Dich meine Liebe!"

„Herr Pathe, nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich einfältig bin. Es ist ein Wort, unter dem wir vielleicht Beide etwas anderes verstehen. Wir sagen so, wenn wir von verliebten Leuten reden."

„Nun, Hannchen, wenn ich in Dich verliebt wäre!"

„Ach nein, Herr Pathe, das ist nicht wahr," antwortete Johanna mit traurig niedergeschlagenen Augen; „Sie sagen dies nur, weil Sie krank sind."

„Ja, die Krankheit zwingt mich, es zu sagen; das Fieber ist wie der Wein, wir reden dabei, was wir denken."

„Sie dürfen mich nicht so behandeln, Herr Pathe," sagte Johanna, trotz ihrer Sanftmuth mit ernster Miene; „ich habe es nicht verdient."

„Du stößest mich also zurück, Du hassest mich?"

„Gott, ist es möglich?" rief Johanna aus, indem sie

ihr von Thränen überströmtes Gesicht mit ihrer Schürze verhüllte.

„Ach, ich beleidige und betrübe Dich! Wie unglücklich bin ich! Du fühlst keine Liebe zu mir!"

„Ach, Herr Pathe, das würde ich mir nie erlauben; ich würde lieber sterben, als mir so etwas in den Kopf setzen."

„Was sagst Du? O Du thörichtes, einfältiges Mädchen! Du glaubst wohl mich zu beleidigen, gegen die mir schuldige Achtung zu verstoßen? Sprich!"

„Ich weiß nicht, ob es Sie beleidigen würde, Herr Pathe, gewiß würde es aber meine Pathe beleidigen und vielleicht auch unser gutes Fräulein. Gott sei Dank, dessen bin ich nicht fähig. Ich sollte in Ihr Haus gekommen sein, Ihr Geld verdienen, Ihr Brod essen und mir dann in den Kopf setzen, ich sei in meinen Herrn und Pathen verliebt! Das wäre eine Sünde und der liebe Gott weiß es, daß ich nie, nie, daran gedacht habe."

„Vollende, Hannchen, sage mir alles, weil ich einmal alles erfahren muß. Wenn ich nun in Dich verliebt wäre, wenn ich Dich bäte, auch in mich verliebt zu sein, würdest Du meine Bitte erfüllen?"

„Ach, Herr Pathe, reden Sie nicht so; man könnte sagen, es wäre wahr und wenn es wahr wäre, müßte ich Sie verlassen und weit, weit fortgehen, in meine Heimath, um Sie nie wieder zu sehen."

„Das ist schrecklich.. Du möchtest, Du könntest mich so verlassen! Du hättest die Kraft dazu? Ich bemühete mich, aber vergebens, diese Kraft zu erlangen. Ich mußte wieder kommen. Ich hielt mich für geheilt, ich sah Dich wieder und mein Leiden kehrte schrecklicher als vorher zurück."

„Was sagen Sie, Herr Pathe? Sie bringen mich in Ihre Krankheit hinein, als wäre ich daran Schuld gewesen?

Er ist kein dummer Mann, und nimmt Vernunft an. Schon lange belästiget er mich nicht mehr und an einem Tage, als ich ihm sagte, er möge sich schämen, versprach er mir, mich von da an in Ruhe zu lassen, und ich kann mich seitdem nicht über ihn beklagen."

„Aber warum mißfällt Dir das Wort Liebe auch in meinem Munde? Antworte mir!"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Pathe.. Ich glaube, Sie haben mich nicht mehr lieb, wenn Sie mir so etwas sagen."

„Ich verstehe Dich; Du glaubst, ich wolle Dich hintergehen, Dich verführen.."

„Ach nein, Herr Pathe, das glaube ich nicht von Ihnen; Sie sind zu gut und zu rechtschaffen, als daß Sie solche Gedanken haben könnten."

„Gleichwohl beleidiget und erschrecket Dich meine Liebe!"

„Herr Pathe, nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich einfältig bin. Es ist ein Wort, unter dem wir vielleicht Beide etwas anderes verstehen. Wir sagen so, wenn wir von verliebten Leuten reden."

„Nun, Hannchen, wenn ich in Dich verliebt wäre!"

„Ach nein, Herr Pathe, das ist nicht wahr," antwortete Johanna mit traurig niedergeschlagenen Augen; „Sie sagen dies nur, weil Sie krank sind."

„Ja, die Krankheit zwingt mich, es zu sagen; das Fieber ist wie der Wein, wir reden dabei, was wir denken."

„Sie dürfen mich nicht so behandeln, Herr Pathe," sagte Johanna, trotz ihrer Sanftmuth mit ernster Miene; „ich habe es nicht verdient."

„Du stößest mich also zurück, Du hassest mich?"

„Gott, ist es möglich?" rief Johanna aus, indem sie

ihr von Thränen überströmtes Gesicht mit ihrer Schürze verhüllte.

„Ach, ich beleidige und betrübe Dich! Wie unglücklich bin ich! Du fühlst keine Liebe zu mir!"

„Ach, Herr Pathe, das würde ich mir nie erlauben; ich würde lieber sterben, als mir so etwas in den Kopf setzen."

„Was sagst Du? O Du thörichtes, einfältiges Mädchen! Du glaubst wohl mich zu beleidigen, gegen die mir schuldige Achtung zu verstoßen? Sprich!"

„Ich weiß nicht, ob es Sie beleidigen würde, Herr Pathe, gewiß würde es aber meine Pathe beleidigen und vielleicht auch unser gutes Fräulein. Gott sei Dank, dessen bin ich nicht fähig. Ich sollte in Ihr Haus gekommen sein, Ihr Geld verdienen, Ihr Brod essen und mir dann in den Kopf setzen, ich sei in meinen Herrn und Pathen verliebt! Das wäre eine Sünde und der liebe Gott weiß es, daß ich nie, nie, daran gedacht habe."

„Vollende, Hannchen, sage mir alles, weil ich einmal alles erfahren muß. Wenn ich nun in Dich verliebt wäre, wenn ich Dich bäte, auch in mich verliebt zu sein, würdest Du meine Bitte erfüllen?"

„Ach, Herr Pathe, reden Sie nicht so; man könnte sagen, es wäre wahr und wenn es wahr wäre, müßte ich Sie verlassen und weit, weit fortgehen, in meine Heimath, um Sie nie wieder zu sehen."

„Das ist schrecklich.. Du möchtest, Du könntest mich so verlassen! Du hättest die Kraft dazu? Ich bemühete mich, aber vergebens, diese Kraft zu erlangen. Ich mußte wieder kommen. Ich hielt mich für geheilt, ich sah Dich wieder und mein Leiden kehrte schrecklicher als vorher zurück."

„Was sagen Sie, Herr Pathe? Sie bringen mich in Ihre Krankheit hinein, als wäre ich daran Schuld gewesen?

Ach, was habe ich dem lieben Gott zu leid gethan, daß er Ihren Sinn so gegen mich verkehrt."

„Hannchen, Du tödtest Dich mit Deinen eigenen Worten, nachdem Du mich durch Deine Anwesenheit langsam umgebracht hast. Deine Schönheit verzehrt mein Herz und Deine Tugend vernichtet mich."

„Wenn ich Sie durch meine Gegenwart umbringe, Herr Pathe," sagte Johanna tief betrübt und selbst verletzt, aber immer sanft, weil sie der festen Ueberzeugung war, Wilhelm rede irre, „so muß ich fort gehen. Zwar wird Niemand Sie mit größerer Freundschaft pflegen, aber eine andere Person hat vielleicht mehr Glück als ich, da Sie immer gegen mich erzürnt sind, wenn Sie krank sind. Ich will die Claudie oder den Herrn Engländer rufen und ich verspreche Ihnen, lieber Herr Pathe, nicht wieder in Ihr Zimmer zu kommen und Sie nicht mehr zu bedienen, wenn mir es auch das Herz zerreißt und wenn ich Sie auch nicht minder lieb habe."

„Das habe ich erwartet!" rief Wilhelm erzürnt aus. „Du suchtest nur eine Gelegenheit, um mich zu verlassen und Du verlässest mich ruhig, Du bringst mich um, unter dem Vorwande, mir das Leben wieder zu geben. So geh denn, lebewohl, verlaß mich, verlaß mich! — Ich kenne mich nicht mehr!"

Und der junge Mann, der etwas heftig war wie ein verzogenes Kind, fing an zu schluchzen, zu wehklagen und die Hände zu ringen.

Johanna war erschrocken aufgestanden, um die Frau oder das Fräulein von Boussac zu holen, da ihr befohlen worden war, es sogleich zu melden, wenn sich von neuem ein beunruhigender Umstand zeige. Aber als sie eben das Zimmer verlassen wollte, blieb sie in Schrecken über den Zustand des

Kranken wiederum stehen. Sie wagte es nicht, ihn allein zu lassen, kehrte vielmehr zu ihm zurück und bemühete sich, wie sonst, durch gutgemeinte Vorwürfe und Bitten ihn zu besänftigen. Aber Wilhelm war weniger krank, und verliebter als sonst. Er drückte Johanna an seine Brust, benetzte ihre kalten zitternden Hände mit Thränen und nachdem Sie ihm hatte versprechen müssen, diesen Tag und immer bei ihm zu bleiben, hatte er endlich den Muth oder verirrte er sich so weit, ihr offen und unumwunden seine Liebe, seine Eifersucht, seine Wonne und Schmerzen zu gestehen, nicht in der kecken, herausfordernden Sprache Marsillats, sondern in den noch glühendern Bitten, in der heißen Schwärmerei einer ersten Liebe, die sich schuldig fühlt und, von Schwindel und Schrecken ergriffen, von einem unbekannten Etwas fortgerissen, sich in den Abgrund stürzt, nachdem sie die Tiefe desselben lange zu ermessen versucht hat.

Johanna konnte nur mit Thränen antworten und dieser aufrichtige Schmerz brachte Wilhelm zu dem Glauben, er sei geliebt, wenn auch vielleicht ohne Leidenschaft, doch mit einer jeder Aufopferung fähigen Hingebung. Da machte sich Johanna endlich aus seinen Armen los und floh nach der Thüre zu, wo sie fast in die Arme des plötzlich eintretenden Sir Arthur sank.

„Hoho!" rief der Engländer in seiner Verwunderung über den Ausdruck des Schreckens in dem Gesicht Johannas und über das erstickte Aufschreien des Kranken, der bei seinem Anblicke einen neuen Anfall von Eifersucht und Verzweiflung erhielt.

„Es ist nichts, Herr Harley," sagte Johanna, deren Züge ihre Worte Lüge straften. „Mein Pathe ist krank; versuchen Sie ihn zu beruhigen. Auf mich ist er bös und ich gehe fort."

Sie eilte in ihr Stübchen und warf sich da auf ihre Knie vor ihren verehrten Bildern, der Jungfrau Maria, der Königin aller Feen, vor Johanna, der großen Hirtin, die sie für heilig gesprochen hielt, die sie in gutem Glauben die heilige Johanna nannte, und nach der poetischen Verwirrung in dem Kopfe ihrer Mutter als ihre Schutzheilige verehrte, so wie vor dem Kaiser Napoleon, den sie für den Erzengel Michael Frankreichs und den Märtyrer der Engländer ansah. Sie weinte und betete lange und als sie sich ruhiger fühlte, bat sie Gott, er möge ihr Anleitung geben, wie sie sich unter den in ihren Augen so seltsamen und schmerzlichen Umständen zu verhalten habe.

Claudie überraschte sie bei diesem Gebete. „Woran denkst Du?" sagte sie zu ihr; „sind Deine Kühe nicht satt gefüttert und liegst Du da im Gebete, wie Sonntags in der Kirche?"

„Du hast Recht, liebe Claudie," antwortete Johanna, „ich kann auch bei meiner Arbeit beten." Und die Schöne, für welche ein achtbarer Mann, ein interessanter Jüngling und ein zukunftreicher Advokat seufzeten, ging fort, um ihren drei Kühen Futter zu geben.

Seit etwa zwei Stunden war Johanna auf der Wiese, als sie Sir Arthur an den Felsen am Flußufer hin auf sich zukommen sah. Sie wäre ihm gern aus dem Wege gegangen. Sie fing an, vor den Herrn sich zu fürchten; aber das Gesicht des Engländers sah, besonders in diesem Augenblicke, so ehrlich und so wohlwollend aus, daß sie sich beruhigte und weiter strickte, während er sich in einiger Entfernung von ihr auf einen Felsblock setzte.

„Meine liebe Johanna," sagte er zu ihr, „ich muß über eine äußerst zarte Angelegenheit mit Ihnen sprechen und wenn ich mich in Ihrer Sprache nicht gut ausdrücke, so nehmen Sie es nicht übel und sehen Sie nur auf meine gute Ab=

sicht.“ Harley der, bis auf einige kleine Fehler, recht gut französisch sprach, stellte sich Johannen gegenüber absichtlich unwissend, weil er hoffte, sie würde darüber den Unterschied der Stände, der sie trennte, einigermaßen vergessen. Johanna war aber gerade jetzt weniger als je in der Stimmung, zu vergessen, daß sie viel Achtung zeigen müsse, um wieder Achtung einzuflößen. Sie sah ein, daß dies die einzige Gleichheit sei, auf die sie ohne Gefahr Anspruch machen könnte.

Sir Arthur versuchte nun in wahrhaft väterlichem Tone und mit bewegter Stimme, welche das Herz Johannas mit Rührung und Achtung erfüllte, sie zu einem offenen Geständnisse zu bewegen. Er gab ihr deutlich zu verstehen, daß er das Geheimniß Wilhelms errathen oder es ihm entlockt habe, und daß er zu wissen wünsche, ob sie die Liebe ihres Pathen theile, damit er ihr mit Rath und That beistehen könne, was er auch selbst empfinde. Johanna sträubte sich lange, das Geheimniß ihres Pathen zu gestehen; erst als sie sah, daß ihre Zurückhaltung nichts nütze, sagte sie: „da Sie über diese Dinge mit mir sprechen, wie es der Herr Pfarrer Alain thun würde, so will ich Ihnen auch antworten, wie einem braven Mann, für den ich Sie halte. Es ist wahr, daß sich mein Pathe meinetwegen unglücklich macht, aber ich weiß es erst seit heute und es macht mir so großen Kummer, daß ich im Stande bin, das Schloß zu verlassen, wenn Sie mir das rathen und wenn Sie glauben, daß es ihn erleichtere. Ich habe ihn sehr lieb, Gott weiß es! aber ich liebe ihn nicht anders, als ich ihn lieben muß und ich könnte es Ihnen und meiner Frau Pathe zuschwören, daß ich nicht verliebt in ihn bin und nie sein werde. Bei meiner Ehre, ich habe nie einen Augenblick daran gedacht.“

„Sie haben nicht daran gedacht Johanna, Sie hielten

es nicht für möglich, daß Ihr Pathe in Sie verliebt sein könnte; werden Sie aber jetzt, da Sie es wissen, nicht unwillkührlich ein wenig daran denken?"

„Nein."

„Weil Sie züchtig und verständig sind und die Verachtung Anderer, wie die eigene zu verdienen fürchten. Würden Sie aber nicht einwilligen, wenn Ihr Pathe Sie heirathen wollte und könnte?"

„Nein, niemals."

„Weil Sie glauben, seine Familie würde sich widersetzen und Sie Ihrer Frau Pathe keinen Kummer machen wollen. Wenn nun aber Ihre Pathe selbst einwilligte?"

„Es bliebe sich immer gleich."

„Sagen Sie mir die Wahrheit, Johanna, wie einem Freunde, wie einem Bruder, wie im Beichtstuhle?"

„Ja."

„Was ich erwähnte, ist nicht unmöglich. Ich habe Einfluß auf die Frau von Boussac und kann die Ungerechtigkeit des Schicksals, das Sie arm sein ließ, ausgleichen. Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, ich bin mehr als je Ihr Freund und bereit Ihnen zu dienen."

„Ach, Herr, Sie sind so gütig gegen mich und so rechtschaffen, daß ich mir es nicht erklären kann und nicht weiß, wie ich Ihnen danken soll. Aber es ist Alles unnöthig. Ich würde niemals meinen Pathen heirathen, selbst wenn es seine Mutter beföhle."

„Johanna, bedenken Sie wohl! Wilhelm ist ein schöner junger Mann und er ist gut und liebenswürdig; er besitzt Geist, hat viel für Sie gethan und liebt Sie zum Sterben."

„So will ich statt seiner sterben!" rief Johanna aus; „aber man spreche nicht davon, daß ich ihn heirathen solle."

Und sie fing an zu weinen.

„Johanna," sprach Sir Arthur plötzlich, „Sie sind verheirathet."

„Ich?" fragte Johanna verwundert, indem sie empor sah; „was fällt Ihnen ein? Würde man es denn nicht wissen, wenn ich verheirathet wäre?"

„Aber versprochen sind Sie mit Jemandem?"

„Mit Jemandem? Nein; Sie irren sich."

„So lieben Sie Jemanden?"

„Nein," antwortete Johanna, indem sie die langen Wimpern senkte, als hätte diese Vermuthung sie beleidiget.

„Ist es möglich," fuhr der Engländer fort, „daß Sie zweiundzwanzig Jahr alt wurden, daß Sie so schön und allgemein geliebt sind, ohne daß ein Mann das Glück hatte, Ihnen zu gefallen?"

Johanna schwieg einen Augenblick. Sie schien sich gekränkt zu fühlen und Arthur glaubte auf ihren Wangen eine flüchtige schwache Röthe aufsteigen zu sehen. „Nein," antwortete sie endlich; „Sie thun mir durch solche Fragen weh. Ich habe nie gegen mein Gewissen gehandelt und bin nie in meinem Leben verliebt gewesen. Ich sehe wohl ein, Sie wollen wissen, ob ich meinen Pathen von seiner Noth erlösen könne; aber das ist nicht möglich. Wenn er mich in seinen Gedanken behalten will, muß ich fortgehen."

„Johanna," sprach Sir Arthur tief bewegt, „ich kann und darf Ihnen in diesem Augenblicke keinen Rath geben. Ich bin der Freund Wilhelms und ich liebe ihn fast so sehr als mich selbst; ich leide mit ihm und weiß nicht, wie ich ihm helfen soll. Nur eines bitte ich, vergessen Sie nicht, daß ich Ihr sicherster Freund bin. Wenn Sie dieses Haus verlassen und ich bin nicht mehr da, so versprechen Sie mir, mir anzuzeigen, wo Sie sind, und erlauben Sie mir, Sie zu besuchen. Ich habe Ihnen auch ein Geheimniß anzuver-

trauen, ein Geheimniß, über das Sie nicht erröthen werden, ich schwöre es bei meiner Ehre."

„Wohin sollte ich gehen, als in meine Heimath Toull-Sainte-Croix?" antwortete Johanna. „Ich werde mich auf irgend einem Gute nach Cambraille zu vermiethen, weil da das Gras gut ist und ich das Vieh, das ich pflege, gern gut gefüttert sehe. Besuchen können Sie mich aber nicht; man würde gleich von mir reden und von Ihnen auch; wenn Sie mir aber etwas aufzutragen haben, so können Sie es dem Herrn Pfarrer von Toull schreiben. Er kann Geschriebenes ganz gut lesen und wird mir sagen, was Sie mir zu wissen thun wollen."

„Ganz gut, Johanna," antwortete Harley, dessen Herz immer bewegter wurde, und der die Hand Johannas zum Abschiede ergreifen wollte; aber er fürchtete, sich bei der züchtigen Johanna um das Vertrauen zu bringen, das sie ihm schenkte, verabschiedete sich deshalb so ehrerbietig von ihr, wie von einer vornehmen Dame und entfernte sich rasch, fest entschlossen, Boussac noch denselben Tag zu verlassen, um seinen jungen Freund wenigstens von der Qual der Eifersucht zu befreien.

Johanna dachte, als sie allein war, über das nach, was den stillen Frieden ihres Lebens so stark erschüttert hatte, wie über das milde Mitleiden des Engländers mit ihrer Noth, als sie unter den Felsen einen schlecht gekleideten Mann bemerkte, der wie ein Fuchs heran schlich. Er hatte eine Angelruthe in der Hand und einen Korb, den er von Zeit zu Zeit niedersetzte. Der Ort ist so steil, daß Niemand darüber geht, an der Grenze würde es ein Weg für die Schmuggler sein. Der große schmuzige zerdrückte Hut war tief über die Stirn hereingedrückt und Johanna konnte von der Höhe, von der aus sie seine Bewegungen beobachtete,

sein Gesicht nicht erkennen. Doch glaubte sie den unsichern, bald langsamen, bald raschen Gang des Vater Raguet zu erkennen. Er fischte nicht, sondern schien das Terrain zu studiren oder die an dem andern Ufer Vorübergehenden zu beobachten.

Johanna entfernte sich aus Angst und trieb ihre Kühe an die andere Seite der Wiese. Sie fürchtete sich vor diesem Manne, ohne eigentlich zu wissen warum. Er lebte noch immer mit ihrer Tante und er hatte mit Vortheil von dem Gelde haben müssen, das Johanna, durch den Schein irre geleitet, der Tante geschickt hatte, damit sie nicht Noth leide.

Als sie in das Schloß zurückkam, erkundigte sie sich nach dem Befinden ihres Pathen. Marie war traurig, denn sie hatte ihren Bruder bald niedergeschlagen, bald heftig aufgeregt gefunden. Er hatte seltsame Dinge gesprochen, sich um das geringste Geräusch im Hause gekümmert und mehrmals gefragt, wo Johanna sei. Johanna ersann mancherlei Ausreden, um nicht zu ihm zu gehen, wie es Marie doch wünschte. Arthur schrieb Briefe und schien sehr bekümmert zu sein. Jeden Augenblick sah er nach dem Kranken und fragte den Arzt. Nachmittags endlich behauptete er, ein Geschäft rufe ihn nach Chambon; er packte einen kleinen Mantelsack, setzte sich auf sein Pferd, versprach nach zwei oder drei Tagen wieder zu kommen und ritt nach dem Bourbonnais hin.

Gegen Abend ging Johanna auf die Wiese, um die neuen Leinwandstücke zu holen, die da gebleicht wurden und die sie allerdings schon öfters in der Nacht hatte liegen lassen. Aber sie dachte an den Mann, den sie unter den Felsen gesehen hatte und um keinen Preis hätte sie durch ihre Nachlässigkeit Wäsche des Hauses wegkommen lassen mögen.

Der Mond ging auf und warf große Schatten auf die Wiese, als sie anfing, die Leinwandstücken zusammenzurollen. Aber beinahe hätte sie dieselben fallen lassen und wäre davon gelaufen, als sie die Stimme Raguets hinter ihr sagen hörte: „Hannchen! Warte, schönes Hannchen! Ich will Dir helfen."

„Was wollt Ihr und was sucht Ihr hier?" fragte Johanna mit so sicherer Stimme als möglich, während sie die aufgerollte Leinwand auf die Achsel nahm.

„Du glaubtest wohl einen Andern hier zu treffen?" fuhr Raguet neckend fort. „Dein Galan ist fort, Hanne; ich sah ihn reiten."

Johanna hatte keine Lust lange zu reden und ging mit raschen Schritten auf dem Wege hin, der nach dem Schlosse führte.

„Du fürchtest wohl, die Leinwand könnte Dir gestohlen werden?" fragte Raguet, der ihr folgte. „Du hättest mehr Ursache, Dich vor den Leuten zu fürchten, die den Mädchen das Herz stehlen."

Nach etwa drei Schritten setzte er hinzu: „ist es denn wahr, schönes Hannchen, daß Dich ein Engländer heirathen will? Was würde Deine Mutter dazu gesagt haben!"

„Ihr lügt," antwortete Johanna, die immer ruhiger wurde, je näher sie dem Garten kam; „ich heirathe Niemanden."

„Man sagt aber doch, Du würdest sehr reich und Du wärest es schon. Du wirst doch Deine Verwandten nicht vergessen, wenn Du eine vornehme Frau bist?"

„Ihr geht mich nichts an und habt nichts darnach zu fragen," sagte Johanna.

„Der Engländer ist gewiß nach Toull-Sainte-Croix geritten, um das Aufgebot zu bestellen," fuhr Raguet fort,

der sich ein Vergnügen daraus zu machen pflegte, die Leute zu ängstigen, indem er ihnen im Finstern nachschlich und dabei Reden führte, die sie ärgerten. „Du hättest Dich aber in einer andern Kirche trauen lassen sollen, Hannchen; es wird dem Pfarrer Alain zu schwer werden. Morgen kommst Du wohl auch zu uns? In den zwanzig Monaten, seit man Dich nicht gesehen hat, ist Deine Tante krank und elend geworden. Sie wird das Fieber nicht los. Du wirst sie doch nicht sterben lassen, ohne Abschied von ihr zu nehmen?"

„Ist das wahr?" fragte Johanna, indem sie stehen blieb, denn sie hatte nun die Gartenthüre erreicht und hielt diese vor dem herumschleichenden Raguet halb offen. „Ist meine Tante krank?"

„Du kannst ja Deinen Engländer fragen lassen, ob es wahr ist."

„Der Herr kommt nicht nach Toull."

„Du weißt, daß er dahin reitet. Ich bin ihm ja an den Druidensteinen begegnet."

„Er reiset nach Chambon oder nach Bonat, ich weiß nicht, wohin; aber ich will bald erfahren, ob Ihr lügt und ob meine Tante krank ist."

„Ja Du wirst es erfahren, wenn sie todt ist."

„Warum seid Ihr aber nicht bei ihr, wenn sie so elend ist? Sie hat sehr unrecht gethan, daß sie zu Euch gezogen ist, da Ihr sie nicht besser pflegt."

„Ich?" sagte Raguet; „ich bin nicht mehr bei ihr; schon vor zwei Monaten habe ich sie verlassen."

„Und wo wohnt jetzt meine arme Tante?"

„Sie mag in der Feenhöhle oder sonst wo wohnen, wo es ihr gefällt; mich kümmerts nicht."

„Ihr seid ein böser Mann; ich wußte es wohl," antwortete Johanna, indem sie ihm die Thür vor der Nase zu-

warf. Dann ging sie in das Haus, unentschlossen, ob sie am nächsten Tage ihre Tante besuchen und den Worten Raguets glauben sollte.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Abschied von der Stadt.

Wilhelm war Abends aufgestanden und schien sich wohler zu befinden. Als er aber erfuhr, daß Arthur fort sei, erklärte er sich sogleich, welcher edele Beweggrund seinen Freund fortgetrieben habe und er machte sich Vorwürfe. „Wer weiß," dachte er, „wie weit die edele Hochherzigkeit Arthurs gehen kann? Er hat mein Geheimniß errathen und entsagt Johannen vielleicht für immer. Er sieht, daß ich sie liebe und glaubt, ich sei, wie er, im Stande sie zu heirathen. Sie heirathen! Warum sollte ich nicht auch den Muth haben, wenn sie mich liebte und mit mir glücklich sein könnte? Ich unglücklicher Unsinniger! Ich habe versucht, sie irre zu leiten, sie zu verführen, aber ein Gedanke, ihr eine ihrer und meiner würdige Liebe zu bieten, haftet in meinem unruhigen Geiste nicht. Kann ich übrigens das Opfer meines Freundes annehmen? Darf ich, nachdem ich der Vertraute seiner Liebe gewesen bin, seine Hoffnungen zu meinen Vortheile bekämpfen und vernichten? Soll ich der Johanna statt der sonnenklaren Zukunft, die ihr der edle Arthur bietet, ein unsicheres gequältes Herz, den Unwillen meiner Mutter bieten, sie tau-

send Hindernissen aussetzen und vielleicht tausend Verfolgungen blosstellen?"

Von der Angst seiner Schwäche und den Vorwürfen seines Gewissens gepeiniget, suchte der arme Jüngling seine Thränen und seinen Schmerz auf seinem Lager zu vergessen. Man war noch immer seinetwegen besorgt. Der Arzt kam noch und da er ihn nicht wirklich krank fand, erklärte er sich das Unwohlsein durch irgend ein Seelenleiden. Wilhelm bot alles auf, um seinen Schmerz und seine Pein zu verbergen. Wenn ihn seine Mutter und seine Schwester liebevoll befragten, so machte er, statt ihnen sein Herz zu öffnen, durch seine Verstellung jedes weitere Geständniß fast unmöglich. Er beschwur sie, sich nicht weiter mit ihm zu beschäftigen, weil er hoffte, man würde ihm Johanna wieder als Wärterin senden und er könnte dann vielleicht seinen Fehler wieder gut machen, indem er seine Reden widerrufe und sie der Fieberhitze zur Last lege. Aber statt Johannas setzte sich Claudie in den großen Lehnstuhl und sie sagte, Johanna sei so ermüdet, daß sie nicht auch diese Nacht wachen könnte. Wilhelm, der sie Monate lang unermüdlich gesehen hatte, erkannte das Urtheil, das ihm gesprochen war und unterwarf sich demselben mit bitterm Schmerz.

„Liebe Freundin," sagte am andern Tage die Frau von Boussac zu der Unterpräfectin, „Sie sehen mich von Schmerz gebeugt. Ich weiß nicht, welche Melancholie sich des Geistes meines Sohnes bemächtiget hat. Der Arzt, der keine wirkliche Krankheit findet, wundert sich und spricht von Seelenleiden. Soll ich Wilhelm allmälig in einen Zustand versinken sehen, der für ihn schlimmer ist als der Tod? Beklagen Sie mich, trösten Sie mich, und erklären Sie mir, da Sie ja so viel entdecken, was ihm fehlt."

„Ich habe Ihnen," antwortete die Unterpräfectin, „das

Heilmittel schon hundertmal genannt; lassen Sie ihn heirathen. Sie haben ihn wie ein Mädchen erzogen, und fromm und gesetzt gemacht, das ist sehr schön, aber wenn Sie den ehelosen Zustand noch länger fortdauern lassen, in dem er immer leben will, wie er sich stellt, so schnappt er gewiß noch über."

„Sprechen Sie dieses fürchterliche Wort nicht aus und sagen Sie mir, ob Sie, wie Sie mir oft gesagt haben, wirklich glauben, daß Wilhelm verliebt ist, ohne daß ich es weiß?"

„Das wäre wohl möglich; aber seit ich ihn täglich beobachte, scheint er mir mehr im Allgemeinen in Liebe zu schwärmen[1], als in eine besondere Person verliebt zu sein."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich meine, er ist, wie ein junger Novize im Kloster, in alle Frauen verliebt, die er sieht. Ich würde mich nicht wundern, wenn ihm die schöne Johanna, die Sie so sehr verwöhnen und die hier behandelt wird, als gehörte sie zur Familie, im Kopfe herumginge. Sie wollen mir es nicht glauben und haben eine Binde über den Augen. Wilhelm glüht für dieses Mädchen von einem nicht eben sehr keuschen Feuer, ob er vielleicht sehr keusch ist; ich will mich darüber nicht aussprechen. Aber beobachten Sie nur die Exaltation des jungen Mannes! Er liebt Sir Arthur wie einen Waffenbruder aus dem Mittelalter; er liebt seine Schwester fast wie eine Geliebte und — er liebt auch meine Tochter."

„Glauben Sie das?"

„Es ist Ihnen unangenehm, aber es ist so. O, ich weiß, daß Sie bei aller Ihrer Demuth und Bescheidenheit mit Ihren Kindern hoch hinaus wollen. Sie hoffen, Marie werde den Herrn Harley bekommen und dem Wilhelm denken Sie in irgend einem Winkel der Provinz eine reiche Frau zu su-

chen. Ich bin nicht so reich als Sie, aber Elvire ist unser einziges Kind und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß wir binnen sechs Monaten durch eine Präfectur ein Einkommen von wenigstens 30,000 Liv. erhalten werden. Warum betritt Wilhelm nicht dieselbe Laufbahn? Er würde einmal reicher werden, als wenn er hier sein Feld bebaut, was ihm nicht viel einbringt."

„Liebe Freundin, Sie verkennen mich," entgegnete die Frau von Boussac. „Wenn ich bisweilen auch von einem glänzenden Glücke für ihm geträumt habe, so liegt mir doch sein Wohlergehn und seine Gesundheit vor allem am Herzen. Wenn ich die Ueberzeugung hätte, daß er Elviren liebte, ich würde augenblicklich um ihre Hand für ihn anhalten."

„Er ist gewiß in sie verliebt, freilich, um ganz aufrichtig zu sein, mit launenhaften Abwechselungen. Sie sehen ja, daß er sich Tage lang mit ihr beschäftiget und dann plötzlich an etwas ganz anderes denkt, Verse macht, mit seiner Schwester Romane lieset, nach dem Monde und nach Johanna sieht; damit bringt er sich um den Verstand. Fassen Sie einmal einen festen Entschluß und schicken Sie die beiden Mädchen fort. Nehmen Sie zwei uralte Mägde an, lassen Sie alle Romane ins Feuer werfen und verlangen Sie, daß Wilhelm, statt allein im Freien umherzuschweifen, Ihnen Gesellschaft leiste, und Sie werden sehen, daß er, ehe zwei Monate vergehen, Ihnen gesteht, er liebe meine Tochter. Geben Sie dann die jungen Leute zusammen, lassen Sie dieselben eine Reise mit einander machen und dann sagen Sie mir's wieder, ob mein Mittel nicht geholfen hat."

„Ich sehe wohl," entgegnete die Frau von Boussac, „daß Ihrer Ansicht nach Johanna diesem Plane hinderlich ist und wenn ich dies gewiß wüßte, würde ich sie entlassen, ob sie

mir gleich durch die Wartung Wilhelms große Dienste geleistet hat."

„Sorgen Sie für das Mädchen, verheirathen Sie sie mit einem Bauerburschen, mit Ihrem Cadet z. B., und Sie haben Alles gethan."

„Ich würde dies recht gern thun, aber wenn es Wilhelm unglücklich macht? Ich wage es nicht. Die ganze Nacht fragt er nach der Johanna und ich gestehe, das macht mich an Ihrer Ansicht irr. Die Schönheit des Mädchens hat wahrscheinlich einen etwas zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht."

„Nun," sagte die Charmois nach einer Pause, „so geben Sie ihm die Johanna auf einige Zeit und er wird sich beruhigen."

„Ich soll sie ihm geben? das wäre ja gegen alle Moral!"

„Wenn ich sage, Sie sollen sie ihm geben, so meine ich, Sie sollen ihm nicht verhinderlich sein sie sich zu nehmen. Eine gute Mutter muß für alles sorgen, und, wenn zu große Enthaltsamkeit nachtheilig ist, die Augen bei gewissen Verirrungen zudrücken, die immer unvermeidlich und bisweilen nothwendig sind."

„Wie können Sie mir so etwas rathen, da Sie doch eben von seiner Verheirathung mit Elvire sprachen?"

„Das beweist Ihnen, daß ich darin nicht sehr interessirt bin und daß mir es nur darauf ankommt, Ihren Sohn gerettet zu sehen. Und was kümmert es mich, daß mein Schwiegersohn vor seiner Heirath eine Geliebte hatte? Muß es sein, so ist mir die Johanna immer lieber als jede andere; denn sie ist jung und gesund. Sie ist nicht intrigant, und wird ihn also nicht sehr einnehmen; bei ihrer Dummheit wird er ihrer bald überdrüssig werden und da sie so sanft und demüthig ist, wird sie ihn ohne Murren scheiden

sehen. Freilich werden Sie ihr ein hübsches Sümmchen zahlen müssen, damit sie nicht klage, und ein solches Opfer können wir wohl bringen, wenn Elvire und Wilhelm einander heirathen. Auch würde Sie Herr Marsillat von ihr befreien, wenn Sie wollten.."

„Schweigen Sie," antwortete die Frau von Boussac erschrocken. „Alles das, was Sie mir da sagen, ist schändlich.."

Die Unterpräfectin spottete über die Bedenklichkeiten ihrer Freundin, die sich nur schwach vertheidigte. Die Damen sprachen noch lange mit einander, aber so leise, daß Claudie vergebens am Schlüsselloche gehorcht haben würde.

Bald nach dieser Unterhaltung wurde Johanna zu ihrer Pathin beschieden, fand aber da, wo sie erscheinen sollte, nur die Frau von Charmois. Dieses böse Weib handelte ohne Vorwissen der Frau von Boussac und glaubte mit Recht, daß sie einen entscheidenden Streich führen würde. „Hanne," sagte sie zu dem Mädchen, die sich wunderte, vor eine solche Richterin beschieden zu sein, „Du wirst etwas sehr Ernstes hören. Sei offen und Jedermann wird Nachsicht mit Dir haben. Deine Pathe weiß alles."

Johanna erröthete und schlug die Augen nieder, aber ein Instinkt der Hingebung, der bei ihr die Stelle der Schlauheit und Klugheit vertrat, veranlaßte sie zu schweigen. „Wenn diese Frau lügt, um die Wahrheit zu erfahren," dachte sie, „so wird sie nichts aus mir herausbringen. Ich werde das Geheimniß meines Pathen nicht verrathen und mich nicht über ihn beklagen. Lieber will ich mich fortschicken als ihn meinetwegen schelten lassen."

„Wir wissen," fuhr die Charmois fort, „daß Dir Herr Harley den Kopf verdreht hat, und daß Du meinst, Du könntest den Herrn von Boussac eben so leicht wie ihn, da=

hin bringen, daß er Dich heirathen wolle. Eins ist so unmöglich als das andre; man redet Dir etwas vor, man hat Dich zum Narren. Harley hat sich in Italien verheirathet, ich weiß es, und dem jungen Baron würde es seine Mutter niemals erlauben. Er würde sich schämen, daran gedacht zu haben."

„Wenn Herr Harley verheirathet ist und er hat eine gute Frau, so freut es mich," antwortete Johanna mit der Kälte einer tiefen Verachtung. „Und was meinen Pathen betrifft, so habe ich eben so wenig als er an das gedacht, was Sie da sagen."

„Du lügst," antwortete die Unterpräfectin, indem sie, aber vergebens, Johanna durch ihre großen schwarzen Augen zu erschrecken suchte. „Wir wissen alles; er hat es uns in der Fieberhitze gestanden. Er hat Dir versprochen, Dich zu heirathen, damit Du Dich ihm .."

„Mein Pathe muß sehr krank sein, denn er hat da etwas gesagt, was nicht wahr ist."

„Du wirst doch aber nicht läugnen, daß er Dir den Hof macht?"

„Darüber habe ich Ihnen nichts zu sagen."

„Ich werde Dich zu Deiner Frau Pathe führen."

„Da ich nichts Böses gedacht und nichts Böses gethan habe, so fürchte ich mich nicht."

„Du besitzest große Ruhe und möchtest wohl gern ein Scandal zu Wege bringen; aber damit ist es nichts; man wird auf Deine Scheinheiligkeit nicht achten. Wenn Du nicht daran denkst, Frau werden zu wollen, so wird man über das Andere die Augen zudrücken, vorausgesetzt, daß es nicht zu lange dauert und daß Du es so klug und vorsichtig treibst, wie bisher."

Johanna empfand einen so tiefen Unwillen, daß sie nicht

antworten konnte. „Ich werde mit meiner Frau Pathe reden,“ sagte sie und sie wendete der Frau von Charmois plötzlich den Rücken zu, ohne mehr hören zu wollen.

Zum Unglück für Johanna befand sich die Frau von Boussac eben in dem Zimmer ihres Sohnes und Johanna wagte es nicht, sie dort aufzusuchen. Sie wartete auf dem Corridor auf sie, aber die Frau von Charmois wußte ihre zu schwache Freundin im Voraus zu unterrichten. „Ich habe Wunder bewirkt,“ sagte sie zu ihr, indem sie die Freundin auf den Balcon an dem Zimmer Wilhelms hinauszog. „Ich habe mit der Johanna gesprochen und sie erschreckt; wenn sie schuldig ist, wird sie gehorsam sein; ist sie unschuldig, so wird sie sich auch fügen.“

„Was meinen Sie?“ Was haben Sie gethan?“ fragte die Frau von Boussac; „Sie erschrecken mich.“

„Sie erschrecken immer und handeln nie. Lassen Sie mich machen. Verlangen Sie, daß Johanna diese Nacht bei Ihrem Sohne wache. Wenn sie mit einander einig sind, so wird sie ihm sagen, daß Sie nicht zu täuschen wären und sie werden sich im Guten trennen. Sind sie noch nicht einig, so werden sie nach dem was ich ihr angedeutet habe, einig werden und das Verhältniß wird für die Zukunft nicht gefährlich sein. Geben Sie Acht! Wenn Wilhelm morgen früh nicht ruhig und sanft ist, so hören Sie nicht wieder auf meinen Rath.“

„Es ist ja aber ein Verbrechen!“ so lautete der letzte Nothschrei des Gewissens dieser schwachen, unsinnigen Mutter. Die Charmois erstickte die Gewissenspein unter Drohungen. „Wenn Sie die Sachen gehen lassen wollen, wie sie von selbst gehen, so werden Sie Ihren Sohn bald wieder in dem Zustande sehen, in dem er vor seiner Reise nach Italien war, oder bereiten Sie sich vor, ihn wieder reisen zu

lassen. Vielleicht findet er auf der Reise und durch die Zerstreuung noch einmal seine Genesung. Er braucht nur ein oder zwei Jahre fern zu sein."

„Es ist entsetzlich," jammerte die Frau von Boussac; „ihn noch zu verlieren, das ganze Leben fern von ihm zu verbringen, und nur unter dieser Bedingung auf seine Gesundheit rechnen zu können, geht über meine Kräfte."

„Das wußte ich wohl," dachte die Charmois. „Liebe Frau," sagte sie dann, „glauben Sie meiner Erfahrung und meiner Liebe zu Ihnen. Lassen Sie sich leiten und weigern Sie sich namentlich den ganzen Tag, mit der Johanna zu sprechen; gewähren Sie ihm diese Nacht die Unterhaltung mit dem Mädchen und ich verspreche Ihnen, daß Sie morgen weder von ihm noch von ihr werden beunruhiget werden."

Die Frau von Boussac gab nach. Johanna bat dreimal, vor sie gelassen zu werden und wurde mit scheinbarer Härte abgewiesen.

Johanna sorgte für ihre Kühe, damit es ihnen bis zum andern Tage an nichts fehle, streichelte eine junge weiße Kuh, die ihr Liebling war, suchte für diese das süßeste Gras aus, dann räumte sie alles sorgsam auf, blieb einen Augenblick auf der Schwelle des Stalles stehen, wo sie so viele Stunden mit Arbeiten beschäftiget gewesen war, die sie gern verrichtete und machte das Zeichen des Kreuzes, gleichsam um einen Abschnitt ihres Lebens voll Arbeit fromm zu schließen.

Dann ging sie in ihr Stübchen hinauf, packte die nothwendigsten Sachen zusammen und legte in den Koffer Claudies einige Schmucksachen, die sie von ihrer Pathe erhalten hatte und die sie ihrer Freundin schenken wollte. Nur einen Schatz nahm sie mit, ein goldenes Kreuz, das ihr Marie

an ihrem Namenstage gegeben hatte. Darauf begab sie sich in das Zimmer Mariens, ob sie diese gleich im Garten gesehen hatte. Sie wußte wohl, daß sie ihr nichts anvertrauen konnte und übrigens würde sie auch die Kraft nicht gehabt haben, Abschied von ihr zu nehmen. Sie wollte aber wenigstens den Betstuhl und das Bett ihrer lieben Herrin noch einmal sehen. Sie kniete zum letztenmale vor der Alabaster-Madonna nieder, zu welcher sie Beide so oft gebetet hatten, nahm eine verwelkte Blume aus der Guirlande, die sie am vorigen Tage um das Heiligenbild geschlungen hatte und barg sie nebst ihrem Rosenkranze in ihrem Busen. Als sie hinaus gehen wollte, fiel ihr ein Kleid und ein Shawl ihrer lieben Herrin in die Augen und sie küßte beide lange unter bittern Thränen.

Beim Hinuntergehen begegnete sie der Claudie auf der Treppe und sie küßte sie, ohne etwas zu sagen. „Wo gehst Du hin?" fragte ihre Freundin, die sich über Johannas rothgeweinte Augen und ihr trauriges Lächeln verwunderte. — „Auf's Feld!" antwortete Johanna.

„Die Zeit ist vorbei," sagte Claudie.

„Nein, die Zeit ist eben gekommen," antwortete Johanna und sie eilte die Treppe hinunter.

Am großen Hofthor traf sie Cadet. „Willst Du spazieren gehen, liebes Hannchen?" fragte er.

„Ich gehe in unsere Heimath, Cadet. Meine Tante ist krank und ich hätte schon heute früh gehen sollen."

„Du willst ganz allein gehen, Hannchen? Es wird bald finster werden."

„Ich kenne die Wege und Finaud begleitet mich."

„Dein Hund ist zwar ein gutes Vieh, wird er Dich aber vertheidigen können, wenn Du bösen Menschen begegnest?"

„O ja, sei unbesorgt.“

„Warum hast Du es mir nicht heute früh gesagt? Ich hätte mir die Erlaubniß ausgebeten, Dich zu begleiten.“

„Zwei weniger bei der Arbeit im Hause würde für Claudie zu viel sein. Gute Nacht, Cadet, halte mich nicht auf.“

„Kommst Du morgen wieder, Hannchen?“

„Sobald als möglich,“ antwortete Johanna, indem sie ihn anlächelte, aber sobald sie ihm den Rücken gewendet hatte, fing sie wieder an zu weinen und sie dachte bei sich, sie würde wohl nie zurückkommen.

Zehn Minuten nach der Abreise Johannas klopfte Jemand vorsichtig an die Thüre der Wohnung Marsillats.

„Was giebt's?“ fragte dieser barsch.

„Sind Sie allein, Herr Advokat?“

„Bist Du es schon wieder, Schnapphahn? Was willst Du?“

„Ich möchte Sie um einen guten Rath bitten, Herr Advokat.“

„Ich bin Deiner schmutzigen Geschichten überdrüssig. Uebrigens ist jetzt keine Geschäftszeit. Geh zum Teufel!“

„Sie werden mich doch anhören, Herr Advokat.“

„Keineswegs. Da ist die Thüre, sage ich Dir! Ich vertheidige Dich nicht wieder; Du bist ein unverbesserlicher Sünder.“

„Wenn Sie mich angehört haben, werden Sie mich weiß finden wie Schnee.“

„Ja, wie gewöhnlich. Wieder ein nächtlicher Diebstahl, nicht wahr? Oder eine heimtückische Rache?“

„Nichts, nichts von allem. Die bösen Menschen reiben sich immer an mir. Jetzt wollen sie gar wissen, ich schleiche

in der Nacht, in Weiberkleidern mit der Gothe um die Gräber her!“

„Ich glaube wohl, daß Du im Stande wärest, die Leute, die Dich bessern wollen, mit Steinen zu werfen.“

„Nein, nein. So bin ich nicht. Als das Häuschen Johannas niedergebrannt war, haben schlechte Menschen, wie ich gehört habe, die Posse erdacht, um das Eisenzeug aus den Trümmern zu stehlen. Ich kann mir wohl denken, wer es gewesen ist, und man hat es mir in die Schuhe geschoben.“

„Man leiht nur den Reichen, .. um so mehr, da ich Dich selbst erkannt habe. Also sei ganz still.“

„Glauben Sie? Sie haben sich geirrt.. Und was die Johanna..“

„Schweig, sag' ich Dir!“

„Sie ist eben aus dem Schlosse fortgegangen; wissen Sie es schon?“

Marsillat zuckte zusammen. Raguet erkannte mit seinem Falkenauge, daß der Advokat nicht gern fragen wollte, aber gern mehr gehört hätte, und er fuhr deshalb fort:

„Ja, Herr Advokat; ganz allein mit ihrem Hunde.. Sie geht nach Toull.. Jetzt wird sie vor der Stadt draußen sein. Sie ging sehr rasch.“

„Was geht das mich an?“ fragte Marsillat. „Du störst mich; mach', daß Du fortkommst.“

„Ich gehe und will Ihrem Diener sagen, er möge rasch das Pferd satteln.“

„Der Elende!“ dachte Marsillat, als er sah, daß Raguet wirklich nach dem Stalle ging und that, wie er gesagt hatte.

Fünf Minuten später schwang sich Marsillat auf sein Pferd, und verwünschte die böse Gewalt, die ihm diesen Mit-

schuldigen seiner Schlechtigkeit zuführe; er sträubte sich aber nicht gegen den Instinkt, der ihn trieb.

Er ritt im Trabe durch die Stadt, dann aber ließ er sein Pferd im langsamen Schritt den steilen Weg hinangehen, weil er meinte, es werde besser sein, Johanna vorauszulassen und sie erst im Dunkel einzuholen. An der Stelle, wo der Weg sich theilt, fand er Raguet wieder an einer Mauer.

„Sie ging nach Saint Silvain zu,“ sagte der Elende, als Marsillat auf dem Wege nach Serau hinreiten wollte.

Und da Marsillat der Anweisung folgte, scheinbar ohne auf dieselbe zu hören, stellte er sich vor das Pferd und sagte: „für einen solchen Dienst hätte ich wohl etwas verdient.“

„Nimm Dich in Acht, oder Du erfährst, aus welchem Holze der Stiel meiner Gerte ist!“

„Du mein Gott!“ murmelte der Räuber verwundert vor sich hin; „giebt es denn nur Undankbare in der Welt!“

„Dieser Spitzbube von Raguet ist mein böser Geist,“ dachte Marsillat, „und wenn es eine göttliche Strafe giebt, so ist es die, seine Hilfe annehmen zu müssen, wenn man sie zurückweiset. . . Aber Johanna ist so schön . .!“

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sand, George,

Johanna

Bd.: 3

Leipzig 1844

P.o.gall. 1990 ve-66/71
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10097701-9